Oesterreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang 1887.

Juli.

(3. Band. 4. Heft.)



Inhalt.

Wien.

Verlag der Oesterreichisch-Ungarischen Revue (Glockengasse 2).

Generaldebit für den Buchhandel
Alfred Hölder, k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler
Rothenthurmstraße 15.

Die „Oesterreichisch=Ungarische Revue“ erscheint in Monatsheften von mindestens vier Bogen Groß=Octav. Der Pränumerationspreis ist ganzjährig 9 fl. 60 kr., halbjährig 4 fl. 80 kr., vierteljährig 2 fl. 40 kr.

Der Plan, welcher dem Unternehmen der „Oesterreichisch=Ungarischen Revue“ zu Grunde liegt, ist aus dem im ersten (April=) Heft veröffentlichten Programm, sowie dem daselbst mitgetheilten Verzeichniß der dem Unternehmen gewonnenen Autoren und aus jenen Aufsätzen, welche im ersten Jahrgang zur Veröffentlichung gelangten, zu entnehmen. Besonders bemerkt sei noch, daß dem ersten Hefte das Hauptregister der „Oesterreichischen Revue“, dessen neue Folge die „Oesterreichisch=Ungarische Revue“ bildet, beigegeben ist.

Die folgenden Hefte werden u. A. enthalten:

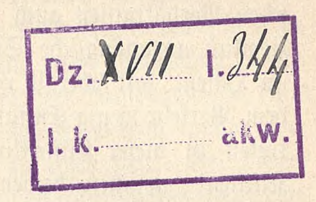
Hermann Hallwich: Wallenstein und Piccolomini.
Joseph von Lehnert: Erzherzog Karl als Marineminister.
Adolf Beer: Erzherzog Rainer als Finanzpolitiker.
Franz Martin Mayer: Die dreimalige Besetzung der Steiermark durch die Franzosen.
Wilhelm Wahlberg: Die Geschichte der österreichischen Strafgesetzgebung seit 1850.
Joseph Szabó: Die erloschenen Vulcane Ungarns.
Alexander v. Matlekovics: Die handelspolitischen Beziehungen Oesterreich=Ungarns.
Franz X. von Neumann-Spallart: Oesterreich=Ungarns Stellung im Welthandel unter besonderer Berücksichtigung seiner Beziehungen zu Deutschland.
Guido Schenzl: Beiträge zur Klimatographie Ungarns.
Joseph Wessely: Oesterreich=Ungarns Forstwirthschaft.
Wenzel Hecke: Oesterreich=Ungarns Landwirthschaft.
Wilhelm Zsigmondy: Ueber Thermen.
Jacob von Falke: Das k. k. österreichische Museum für Kunst und Industrie.
Alois Hauser: Die Kunst in Dalmatien. III.
Karl Pulszky: Die kunsthistorische Bedeutung der ungarischen Landesgemäldegallerie.
Hans Semper: Ueber ältere tirolische Kunst.
Alfred Klaar: Die deutsche Dichtung in Böhmen.
A. Mayer von der Wyde: Theodor Graf Heußenstamm.
Moritz Jókai: Culturbilder aus Ungarn
Peter Rosegger: Volksthümliches aus der Steiermark.
Alois Brandl: Reiseberichte eines Engländers vom Jahre 1800 aus dem nördlichen Böhmen.
Karl Keleti: Die wirthschaftlichen Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel. III.
Gustav Meyer: Die Albanesen. II.
Felix Kanitz: Geistiges Leben im Königreiche Serbien. V.

III. Band. Erstes Heft. (April 1887.) Erzherzog Karl als Finanzpolitiker. Von Adolf Beer. (Schluß). — Graf Franz Stadion. Nach Briefen an Franz Freiherrn von Pillersdorf aus den Jahren 1846—1848. Von Joseph Alexander Frhr. v. Helfert. III. — Die Kunst in Dalmatien. Von Professor Alois Hauser. II. Das Mittelalter. — Zur Frage der ästhetischen Erziehung. Von Dr. A. Ilg. — Geistiges Leben im Königreiche Serbien. Von F. Kanitz. IV. Die Wirksamkeit der „Serbischen gelehrten Gesellschaft“ auf dem Gebiete der Geschichte.

III. Band. Zweites Heft. (Mai 1887.) Die neue kirchliche Architektur in Oesterreich und Ungarn. Von Camillo Sitte. — Juliane, Herzogin von Giovane. Von Prof. Dr. Eduard Guglia. — Skizzen aus den Quarnero=Inseln. III. Die Insel Arbe in Dalmatien. Von Eugen Gelcich. — Aus der österreichischen Criminalstatistik. Von Karl Seefeld. — Das k. k. technische und administrative Militärcomité in Wien. Von H. Sz. — Vergleichende graphische Statistik in ihrer Anwendung auf das Herzogthum Bukowina. Von Friedrich Kleinwächter.

III. Band. Drittes Heft. (Juni 1887.) Vergangene Tage in Oesterreich. Von Wendelin Boeheim. — Die Ausstellung von Gegenständen der kirchlichen Kunst im k. k. Oesterreichischen Museum für Kunst und Industrie. Von Theodor Frimmel und Albert Ilg. — Der Einsiedler von Taur. Von J. C. Maurer. — Von den ersten Thatsachen des Bewußtseins. Von Dr. Theodor Loewy. — Skizzen aus den Quarnero=Inseln. IV. Ossero. Von Eugen Gelcich.

(Fortsetzung auf der dritten Seite des Umschlages).



Neuere österreichische Forschungen in Kleinasien auf dem Gebiete der Archäologie.

Von George Niemann.

Das alte Culturland Kleinasien, welches seit der Eroberung durch die Türken Jahrhundertelang dem Verkehre mit der übrigen Welt entzogen war, ist heute unter veränderten politischen Verhältnissen ein Hauptschauplatz für das Wirken der Alterthumsforscher geworden.

Den ersten mehr zufälligen Entdeckungen in den der Süd- und Westküste nahe gelegenen Landstrichen folgten in den Dreißiger- und Vierzigerjahren planmäßige Bereisungen zum Zwecke des Wiederauffindens der Städte des Alterthums und der Untersuchung ihrer Bauwerke. Vertreter aller großen Nationen Europas nahmen Theil an diesen Forschungen, mit deren Ergebnissen die Namen von Fellows, Spratt, Daniell, Texier, Schönborn verknüpft sind.

Im 18. und 19. Bande seiner Erdkunde faßt Karl Ritter die damalige geographische und antiquarische Kenntniß Kleinasiens auf Grund der alten und der neu eröffneten Quellen in ein Ganzes zusammen; seit dem Erscheinen dieses Werkes sind 30 Jahre verflossen, während welcher Zeit das Verständniß für die Wichtigkeit örtlicher Untersuchungen auf dem Boden des Alterthums in immer weitere Kreise sich verbreitete und unter der Theilnahme der gebildeten Welt stets neue Sendboten nach dem Osten gingen, um mit wissenschaftlicher oder künstlerischer Ausbeute zurückzukehren.

Die meisten Forschungsreisen in Kleinasien galten dem westlichsten Theile der Halbinsel, dessen hervorragende Bedeutung für die Geschichte des Alterthums hier besonders wichtige Ausbeute erhoffen ließ. Weit

weniger bekannt als die Westküste, welche ihren glücklichen geographischen Verhältnissen auch heute einen lebhaften Verkehr verdankt, ist die ziemlich unzugängliche Südseite der Halbinsel. Diese Südküste ist arm an Häfen, fast überall reichen hohe Gebirge dicht an das Ufer heran, dem Verkehr wenig Entfaltung gestattend; zwei mächtige Ausbuchtungen treten in dieser Küstenlinie hervor: es sind Lykien und das rauhe Kilikien; zwischen beiden liegt der Golf von Adalia; hier tritt das Gebirge vom Ufer zurück und umschließt im Halbkreise die Ebene von Pamphylien; das Gebirge nördlich von dieser Ebene, im Alterthum von den kriegerischen Pisidiern bewohnt, trennt das Küstenland von der inneren Hochebene mit ihren Salzseen und Steppen.

Die Südseite Kleinasiens ist es, welcher die neueren österreichischen Expeditionen galten; im Jahre 1881 hatte es Professor Otto Benndorf im Auftrage des k. k. Unterrichtsministeriums unternommen, die Landschaft Lykien einer neuerlichen Durchforschung zu unterwerfen, deren wissenschaftliches Ergebniß schon veröffentlicht wurde,*) während die erst im Jahre 1882 gewonnene künstlerische Ausbeute, die griechischen Bildwerke von Gjölbaschi, welche so überraschende Aufklärungen über die Kunst des fünften Jahrhunderts und die Malerei des Polignot bieten, noch der Aufstellung in den kaiserlichen Museen harrt.

Als eine Fortsetzung dieses Unternehmens darf die Bereisung der an Lykien grenzenden Landschaften Pamphylien und Pisidien betrachtet werden, welche in den Jahren 1884/85 stattfand.

Diese letzten Forschungsreisen sind die persönliche That des Grafen Karl Lanckoronski, welcher zuerst Syrien und das ganze südliche Kleinasien bereiste und dann eine Anzahl von Technikern und Gelehrten nach Pamphylien und Pisidien führte, um die zahlreichen Inschriften und Baudenkmale zu studiren, welche er daselbst gesehen hatte.

In neuerer Zeit hatte bereits Gustav Hirschfeld im Auftrage der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin bei Gelegenheit einer größeren Reise in Kleinasien auch diese Gegenden berührt, ohne indessen an irgend einem Punkte Aufnahmen durchzuführen und ohne mehr als einen flüchtigen Bericht über die Reise zu veröffentlichen.**)

Von den älteren Reisenden war es der Architekt Texier, der in seinem großen Werke***) ein einzelnes Bauwerk Pamphyliens, das

*) Reisen in Lykien und Karien von Otto Benndorf und Georg Niemann. Wien 1884.

**) Monatsberichte der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften.

***) Description de l'Asie mineure etc. par Charles Texier. Paris 1839.

Theater von Aspendos veröffentlichte. Umfassende Aufnahmen in Pamphylien und Pisidien hatte der französische Architekt Trémaux in den Sechzigerjahren gemacht; doch blieben seine Aufnahmen unbenützt, da die Veröffentlichung über eine erste Lieferung nicht hinauskam.*) So konnte Graf Lanckoronski sich sagen, daß er eine dankenswerthe Aufgabe übernehme, welche früher oder später gelöst werden mußte und nur durch Vereinigung verschiedener Kräfte zu lösen war. Bei diesem Unternehmen war es nicht auf die Erwerbung von Kunstschätzen abgesehen, sondern nur auf wissenschaftliche Untersuchung; auch muß bemerkt werden, daß es sich nicht um Ausgrabungen handeln konnte, welche die türkische Regierung nicht mehr gestattet und welche die Forscher jahrelang an einzelne Punkte gefesselt hätte; es ist alles dasjenige untersucht und aufgenommen, was über dem Erdboden stand und lag, oder was halbverdeckt leicht hervorgezogen werden konnte.

Pamphylien und Pisidien sind nur allgemeine Benennungen ohne näher zu bezeichnende Grenzen. Pamphylien heißt das etwa 160 Quadratmeilen große Küstenland, das gebirgige Hinterland Pisidien. Vier einst nicht unbedeutende Flüsse, heute zum Theil versumpft und versandet, durchfließen die Ebene und ergießen sich in den Golf von Adalia; der westlichste, im Alterthum Catarrhactes, heute Duden genannt, tritt am Fuße des Gebirges in Gestalt vieler Quellen aus dem Boden hervor, einen kleinen See bildend und später stellenweise wieder verschwindend; die drei anderen, Cestrus, Eurymedon und Melas, entspringen auf den Höhen der Tauruskette. Die Ruinen zahlreicher Städte sind über das Gebirge und die Ebene verstreut und geben inmitten menschenleerer Einöden Zeugniß von dem Wohlstande einer einst zahlreichen Bevölkerung.

Diese Landstriche waren selbst den Alten lange Zeit hindurch terra incognita, weil sie von kriegerischen Volksstämmen bewohnt waren, die es verstanden, ihre Unabhängigkeit zu behaupten. Ohne politische Gemeinsamkeit, oft in Kämpfe miteinander verwickelt, vertheidigten die einzelnen Städte sich tapfer gegen Perser, Makedonier und Römer; der Ruf ihrer Bewohner war nicht der beste; den Römern galten sie als Räuber und Barbaren; es ist bekannt, daß Pamphylien und die schlupfwinkelreiche Küste von Kilikien die eigentliche Heimath jener Seeräuber und Sklavenhändler waren, welche im letzten Jahrhundert vor Christo zu einer Gefahr für alle Anwohner des Mittelmeeres wurden

*) Trémaux Exploration archéologique en Asie mineure. Paris. Hachette.

und welche Pompejus im Seeräuberkriege besiegte. Als unter Augustus Pamphylien mit einem Theile Pisidiens dem Weltreiche einverleibt wurde, war es mit der Selbstständigkeit der Städte vorbei, aber sie lernten die Segnungen des Friedens unter dem Scepter der Cäsaren kennen und viele derselben erlebten seit Vespasian eine neue Blüthe, und diese eben ist es, welche sich in den heutigen Ruinen wiederspiegelt.

Während einzelne in der älteren Geschichte des Landes erwähnte Orte, wie Olbia, Cretopolis und Antiochia Pisidiä, heute keine oder geringe und unsichere Spuren zurückließen, gewinnen wir von anderen ein vollständigeres Bild. Es sind dieses die pisidischen Städte: Termessus, Cremna, Sagalassus und Selge; die pamphylischen: Perge, Sylleum, Aspendus und Side. Wenn diese Städte, wie es den Anschein hat, bis zur Eroberung des Landes durch die Türken fortbestanden und dann plötzlich vollständig verödeten und verfielen, ohne jemals wieder aufzublühen, so behielt dagegen Adalia, die jetzige Hauptstadt des ganzen Districtes, des Mutissarifliks Tekkeh, auch während des Mittelalters und der Neuzeit seine Bedeutung als Haupthafenplatz an der Südküste und zeigt deshalb heute im Wesentlichen diejenige Gestalt, welche die Stadt im Mittelalter erhielt, während nur vereinzelte antike Bauwerke erhalten sind.

Um einen sehr kleinen Hafen gruppirt, mit hohen, thurmbewehrten Mauern umgeben, die an der Seeseite auf steilem Uferrande sich erheben, bietet Adalia dem zur See Ankommenden einen überraschenden Anblick. Ein buntes Gewirre von engen, steilen Straßen erwartet den Eintretenden, von Epheu umrankten Mauerresten aus allen Zeitaltern, von stockhohen Häusern, deren obere Geschoße weit in die Straße hereinragen, während ihre Thore den Blick in kleine Gärten und in Höfe gewähren, mit Holzsäulen, leichten Gallerien und Treppen. Zwischen alledem herrliche Platanen und sprudelnde Wasserrinnen.

Außerhalb der Mauern liegen am hohen Meeresufer üppige Fruchtgärten, welche, von unzähligen Armen des Dudenflusses bewässert, unter dem wunderbaren Himmel Wein, alle Obstsorten und Zuckerrohr zwischen Oelbäumen und einzelnen Palmen hervorbringen. Dieser Luxus des Wachsthums und der Pflege des Bodens reicht freilich keine Stunde weit über die Grenzen der Stadt hinaus, dann beginnt die straßenlose und menschenleere Einöde, der nackte phantastisch geformte Kalktuffboden, welchen der Dudenfluß ablagert.

Die Mauern, welche von ihren Zinnen aus einen herrlichen Anblick gewähren auf Stadt, Land und Meer, sind stellenweise antik und

besonders zeigen einige von den mehr als 60 Thürmen die vortreffliche Bauart der Römer. Zwischen zweien dieser Thürme befindet sich das einzige bedeutende antike Kunstwerk, ein dreibogiges Thor von Marmor, welches nach Art der Triumphbogen nach zwei Seiten säulengeschmückte Fronten wendet und bis vor Kurzem hinter Gemäuer versteckt war; dieses Thor zeigte bei der Bloßlegung eine Inschrift in bronzenen Lettern, welche dasselbe als einen Bau des Hadrian bezeichnete.

Nächst diesem Werke ist eine sehr alte Basilica zu erwähnen, die in eine Moschee umgebaut wurde und auch als solche längst wieder verfallen ist, ohne deshalb außer Gebrauch zu sein. Die reichen Portale zweier seldschuckischer Medressen sind nicht minder bemerkenswerth und auch die Bauweise des modernen Adalia ist nicht ohne Interesse; die Häuser sind nur leicht gebaut, über steinernem Unterbau oben aus dünnen Hölzern und Brettchen zusammengenagelt, aber die Gruppirung der Räume um ein offenes Atrium, die anstoßenden Alä und Triklinien, die gesonderte Lage von Sommer- und Winterzimmern sind Dinge, die an das Alterthum gemahnen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß in diesem Winkel der Erde, wo das Griechenthum nie seine Bedeutung einbüßte, diese Bauart antike Ueberlieferung ist.

Wer von Adalia aus landeinwärts zieht, nimmt damit Abschied von den Lebensgewohnheiten der gebildeten seßhaften Völker. Fortan ist das Zelt seine Wohnung, das Pferd seine einzige Reisegelegenheit; auch findet er weder Straßen noch Brücken, nur hie und da ein armseliges Dorf, nichts aber von allen den Dingen, die der Europäer als unentbehrlich zum Leben betrachtet. Das Reisen in diesem Lande bietet indessen keinerlei wirkliche Schwierigkeiten; denn die türkische Bevölkerung ist friedfertig und zuvorkommend gegen Fremde; der einzelne Reisende findet auch allenfalls ein Unterkommen in der Hütte eines Bauern oder den aus Filzdecken bestehenden Zelten der umherziehenden Juruken; die Gastfreundschaft ist im Oriente eine heilige Pflicht und Europäern gegenüber auch eine Ehrensache. Eine größere Gesellschaft indessen ist allein auf sich selbst angewiesen und muß auf Saumthieren Alles mit sich führen, umsomehr, wenn ihre Zwecke dieselbe zwingen, entfernt von menschlichen Ansiedelungen zu lagern.

Die alten Städte Pamphyliens liegen nahe beieinander. Drei Stunden von Adalia entfernt, dehnen sich die Ruinen von Perge aus, in deren Nähe wenige Hütten das Dorf Murtana bilden. Weit und breit ist die Gegend versumpft, im Frühjahr machen stehende Gewässer

die Ruinen unnahbar und in den Sommermonaten Fieberluft den Aufenthalt gefährlich. Die Stadt liegt im Schilf vergraben, über welches nur die Thürme der Befestigung hinausragen; Mauern umschließen auf drei Seiten ein Rechteck von 500 zu 700 Metern; die vierte Seite bildet die Akropole, ein abgeflachter etwa 60 Meter hoher Hügel, wie sie in ähnlicher Gestalt auch an anderen Punkten Pamphyliens aus der Ebene emporragen und zu Ansiedelungen benützt wurden.

Auf dem Burghügel von Perge ist keinerlei Bauwerk mehr zu erkennen, zahlreiche Ruinen aber aus verschiedenen Zeiten stehen in dem mauerumgrenzten Viereck, über deren einstige Form und Bedeutung freilich nur tiefgehende im Sumpfe schwer ausführbare Ausgrabungen vollständigeren Aufschluß geben würden; so bieten nächst zwei außerhalb der Stadt gelegenen Bauwerken die wohlerhaltenen quadratischen Thürme mit dem Giebeldache, die Mauern selbst mit Wehrgang und Schießscharten, das Hauptthor mit Rundthürmen zur Seite, das meiste Interesse. Zwei Bauten aber, welche innerhalb der Mauern keinen Platz fanden, sind die Rennbahn und das Theater. Die Rennbahn liegt in der Ebene, die steinernen Sitzreihen, fast ringsum erhalten, sind unterwölbt. Die hunderte von Gewölbekammern, nach Außen lange Bogenreihen bildend, waren als Werkstätten vermiethet, wie einige Inschriften nachweisen.

Entschieden das Hauptstück unter den Ruinen von Perge ist, durch Großartigkeit der Anlage und malerische Wirkung hervorragend, das Theater, welches an einen der Akropole benachbarten Hügel sich lehnt. Der offene Zuschauerraum ist fast ganz erhalten, er bildet ein Kreisstück von 113 Meter Durchmesser und faßte auf seinen 45 Sitzreihen mehr als 12.000 Zuschauer. Das dem Zuschauerraume gegenüberliegende Bühnenhaus besteht aus einem 50 Meter langen und im Lichten 4 Meter tiefen Gebäude, welches den Hintergrund des gleichfalls 50 Meter langen und 5 Meter tiefen Bühnenpodiums bildete. Die Mauern dieses mehrstöckigen Gebäudes erheben sich noch heute etwa 20 Meter hoch über dem Parterre des Zuschauerraumes; ein gewölbter Saal, von welchem aus fünf Thüren auf die Bühne führen, bildet das unterste Stockwerk.

Von Perge aus erreicht man in vier Stunden Sylleum, dessen hoher Burgfelsen weithin sichtbar ist. Wie Helgoland aus dem Meere, so ragt Sylleum aus der Ebene empor, an den senkrechten, zerklüfteten Felsenwänden hunderten von Adlern Obdach bietend. Man erblickt von der Höhe die ganze Ebene von Pamphylien bis an das Meer, eine

herrliche Landschaft, die in mehr als einer Beziehung an die römische Campagna erinnert und ihr an malerischen Stimmungen nicht nachsteht.

Der Burgfelsen von Sylleum bietet eine Fläche von etwa 900 Meter Länge und 500 Meter Breite; er besteht aus grobem Conglomerat, welches unzählige Spalten und Risse zeigt und an den Rändern abbröckelt; man sieht rings um den Berg abgestürzte, gewaltige Brocken liegen, welchen die Reste von Gebäuden noch ankleben; so ist auch das Bühnenhaus des Theaters hinabgestürzt und durch den Zuschauerraum klafft ein breiter Spalt. Die Burg von Sylleum ist übersäet mit kleinen Häusern, welche zum Theil in den Felsen gearbeitet sind; man gewinnt hier das Bild einer Stadt mit Häusern bescheidensten Maßstabes; nur nach dem Ostabhange hin vergrößern sich die Anlagen; hier, wo die geringen Unebenheiten des Bodens durch in den Felsen gehauene Treppen ausgeglichen sind, liegt das Theater, auch ein Odeon und einige sehr kleine Tempelchen. Neben byzantinischer und spätrömischer Architektur finden sich hier auch hellenistische Bauten von vortrefflicher Technik und Inschriften in pamphylischer Sprache. Die Burg hat einen einzigen Aufgang an der Ostseite; eine lange Mauer befestigte diese Straße, sie erstreckt sich weit in die Ebene hinein, wo die Reste reicher Grabdenkmale verstreut liegen.

Südöstlich von Sylleum, eine halbe Tagereise entfernt, liegt Aspendus.

Aus dem niedrigen, pfadlosen Dickicht heraustretend, welches überall aus dem Sumpfboden hervorsprießt, gewahrt man die Akropolis von Aspendus dicht vor sich, und daneben die hohen Bogen einer Wasserleitung; den Südabhang, an dem einige Hütten liegen, umgehend, sieht man, dicht an den Felsen gedrängt, die gewaltige Masse eines Theatergebäudes; höher hinaufsteigend gewahrt man auch die landschaftlichen Reize dieser Lage; man erblickt gegen Süden das Meer als einen hellen Streifen, gegen Norden die hohen phantastisch geformten Berge der Tauruskette; zu Füßen der Akropole aber windet sich der breite Strom des Eurymedon durch die hügelumgrenzte Ebene.

Die Akropolis von Aspendus besteht aus zwei Hügeln, welche durch eine schwache Einsenkung getrennt sind; in derselben führten Straßen hinauf, deren Richtung durch die erhaltenen Reste von Thoren erkennbar wird.

Von der Stadt, welche auf den Hügeln sich ausbreitete, ist nur das Forum erkennbar geblieben; es ist ein rechtwinkeliger Platz, von hochragenden Gebäuden umgeben; die Reste einer langgestreckten Basilica

erheben sich an der östlichen Langseite, gegenüber die Mauern einer Reihe von Verkaufsbuden, deren gemeinsame Fronte durch eine Säulenhalle gebildet wurde; den Abschluß an der nördlichen Schmalseite aber bildet eine Mauer von 20 Meter Höhe und 38 Meter Länge, welche aus Brecciaquadern aufgebaut, durch zehn in zwei Reihen übereinander angebrachte Nischen belebt ist. Aus den Bruchstücken marmorner Gebälke, welche theils in der Mauer sitzen, theils ebenso wie einzelne Säulenschäfte am Boden liegen, läßt sich ersehen, daß 32 Granitsäulen in zwei Ordnungen übereinandergestellt, zu Zweien gekuppelt und weit vorspringende Gebälke tragend, den Hauptschmuck dieser Mauer bildeten. Da die ebenerwähnte Wasserleitung von hinten auf diese Mauer zuführt und einzelne Bruchstücke von Delphinen mit durchbohrtem Maul gefunden wurden, darf der Bau als eine Art Nympheum gedeutet werden.

Die Wasserleitung selbst, etwa 1500 Meter lang, führte vom nahen Gebirge in geschlossenen Steinröhren das Wasser über die sumpfige Niederung und diente zugleich als Brücke; vor allen bekannten antiken Leitungen ist sie dadurch merkwürdig, daß das Wasser nicht in stetem Falle fortgeführt wurde, sondern daß es in das Thal hinab und bei der Akropolis wieder hinaufstieg. Zwei thurmartige Siphons, welche das Wasser übersteigen mußte, sind nahe den Endpunkten errichtet; ein Mittel zur Verminderung der Reibung in den geschlossenen Röhren.

Das wichtigste Bauwerk nicht allein in Aspendus, sondern in ganz Pamphylien, ist das am Ostabhange der Akropole liegende Theater. Von keinem antiken Theater der Welt ist so viel erhalten, wie hier; nicht blos vom Zuschauerraume, sondern vor Allem vom Bühnenhause. Dieses ist ein langes, schmales Gebäude, welches dem halbkreisförmigen Zuschauerraume seine 48 Meter lange und 25 Meter hohe Hauptfronte zuwendet. Sie war ähnlich der oben beschriebenen Brunnenwand geschmückt und hatte außer den fünf gegen die Bühne sich öffnenden Thüren keinerlei Oeffnungen.

Vierzig Granit- und Marmorsäulen, in zwei Ordnungen übereinandergestellt, trugen zu Zweien gekuppelt, vorkragende Gebälke; den oberen Abschluß bildeten acht kleine und ein großer Giebel; darüber spannte sich in der ganzen Länge des Gebäudes ein dachförmiger Schalldeckel; diese Architektur, in weißem Marmor ausgeführt, zeigt die flotte freie Behandlung des spätrömischen Styles. Die Wand bildete den wesentlichsten Theil der Bühnendecoration bei allen Aufführungen und

trotz vielfacher Zerstörung ist sie noch heute von so gewaltiger Wirkung, daß unter dem unmittelbaren Eindrucke dieser Wirklichkeit jeder Gedanke an die Verwendung gemalter Decorationen schwindet, welche, wie Einige meinen, während der Vorstellungen dieselbe gänzlich verdeckt hätten.

Einen köstlichen Blick auf das Theater genießt man von der Akropolis aus; man sieht in den offenen Raum hinein und über denselben hinaus auf nahe Hügelketten und die vom Eurymedon durchzogene Ebene.

Weniger günstig als Sylleum und Aspendus, deren Akropolen inmitten einer fieberathmenden Ebene, trotz ihrer geringen Höhe, schon einen sicheren Aufenthaltsort gewähren, ist Side gelegen, die einst durch ihren Sklavenmarkt berühmte Seestadt, nahe der Grenze Kilikiens. Landwärts ausgedehnten Sümpfen benachbart, liegen die Ruinen von Side auf einer kleinen Halbinsel von fast undurchdringlichem Laubwerk überwuchert. Es gelang hier nur schwer, die Hauptlinien der einstigen Stadtanlage festzustellen. Breite Straßen, von Säulenhallen eingefaßt, durchkreuzten die Stadt nach mehreren Richtungen. Auf Hallen und Tempel dicht am Meeresufer deuten zahlreiche halb im Wasser liegende Marmortrümmer, an deren Zerstörung seit vielen Jahrhunderten die See erfolgreich arbeitet. Die zwei bedeutendsten Ruinen sind die des Theaters und eines Nympheum. Das letztere, unter Epheu halbversteckt, zeigt drei gewaltige Nischen, davor ein Wasserbassin von 50 Meter Länge und 10 Meter Breite. Die ganze Fronte war mit Säulen geschmückt, deren Trümmer am Boden liegen.

Wenn schon die Vegetation an diesem Gebäude mehrere Tage Abholzens erforderte, so war sie beim Theater noch dichter; von der obersten Sitzstufe aus erblickt man den gewaltigen Zuschauerraum von 125 Meter Durchmesser als ein Meer von Lorbeergebüsch.

Das Theater von Side ist eines der größten, die man kennt und faßte auf 50 Sitzreihen Plätze für mehr als 15.000 Zuschauer.

Zahlreiche mittelalterliche Ruinen sind in Side vorhanden, sie unterscheiden sich von den antiken Werken durch schlechtere Bauart. Inschriftsteine und andere Marmorbruchstücke sitzen in den Mauern von Kirchen und Befestigungen, welche Genueser oder Rhodiser Ritter errichtet haben.

Wir wenden uns nun von dem östlichsten zum westlichsten Punkte des pamphylisch-pisidischen Gebietes, zu Termessus, einem der Hauptruinenplätze von ganz Kleinasien.

Von Adalia westwärtsgehend kommt man nach vier bis fünf Stunden an den Rand des Gebirges, steigt etwa anderthalb Stunden steil bergan und passirt auf diesem Wege eine dreifache Thalsperre: die östliche Befestigung von Termessus, welches an den anderen Seiten durch seine Lage geschützt ist. Von dieser Ostseite aus überrumpelte, wie die Geschichte erzählt, Alexander der Große die Festung, nachdem er, von Nordwesten kommend, den weiten Umweg durch Lykien und am Golf von Adalia hinauf gemacht hatte. Termessus liegt etwa 4000 Fuß hoch und ist von bewaldeten Bergen umgeben; nach Norden und Westen steigt der Boden allmählich zu einem Felskamme hinan, der als natürlicher Schutzwall dient; ein enger Paß führt nach Nordwesten über den Kamm, von dem aus man in ein Gewirre von Hügelketten hinabblickt; dort, wo im Alterthum wahrscheinlich der Landbesitz der Termessier sich erstreckte, sucht heute das Auge vergeblich die Spuren von Ansiedelungen.

Im Süden wird die Stadt von einem steilen Abgrunde begrenzt, jenseits dessen ein mächtiger Felskegel, im Alterthum der Solymos geheißen, sich erhebt; unweit dieser Südgrenze des Stadtbezirkes liegt das Forum, ein regelmäßiger Platz von etwa 70 Meter Länge und 35 Meter Breite, von Säulenhallen umgeben, über deren zum Theil noch aufrechtstehende Mauern höhere Gebäude hereinblicken. Ein quadratisches, einst gedecktes Theater, etwa 12 Meter hoch, ist unter den nächstgelegenen Gebäuden das bedeutendste; daran schließen sich zwei kleine viersäulige Tempel, weiter südlich ein großer jonischer Tempel, von 32 Säulen umstellt, daneben ein kleiner korinthischer Tempel und östlich dem Solymos gegenüber das große halbkreisförmige Theater. Nordwestlich vom Forum liegen zwei kleinere korinthische Tempel von sehr reichen Formen, ein Gymnasium, eine kleinere und eine größere Säulenhalle, die ersteren ein Bau Attalus II. Diese Ruinen sind seit der Zerstörung der Stadt kaum wieder berührt worden und es liegen, wenn auch größtentheils unter der Erde, die meisten der großen Kalksteinwerkstücke der zahlreichen Gebäude heute an demselben Flecke, wohin sie einst im Sturze geschleudert wurden. Termessus erwies sich reich an Inschriften aller Art, gegen 150 wurden abgeschrieben; es sind Ehreninschriften, Widmungsinschriften und Grabschriften; das häufige Vorkommen derselben Familiennamen und die Bezeichnung mancher verwandtschaftlichen Verhältnisse macht es möglich, die Stammbäume einiger Patrizierfamilien festzustellen. Es sind natürlich kleinbürgerliche Verhältnisse, in denen sich das Leben der Termessier bewegte, auch die Inschriften zeigen das, in denen nur selten Beziehungen zur großen Welt

bemerkbar werden; aber der Schauplatz, auf dem sich das öffentliche Leben dieser kleinen Stadt abspielte, ist in selten vollständiger Weise erhalten geblieben.

Das eigentliche Wohnquartier der Stadt lag im Norden, hier ist sehr wenig erkennbar; die Häuser mochten wohl größtentheils von Holz sein. Um so vollständiger ist das Bild der Gräberstadt, welche im Westen einen Raum einnimmt, der so groß ist als die Stadt selbst; eine ansteigende Thalmulde, von Felsen begrenzt, ist dieser weite Raum mit hunderten und aber hunderten von Sarkophagen bedeckt, zwischen Eichen und Föhren, welche gekrümmt und zerzaust, von den Winterstürmen erzählen, welche auf dieser Höhe toben. In der Gräberstadt giebt es Denkmale aus mehr als acht Jahrhunderten; die Sarkophage sind mächtige Steinkasten bis zu 10 Fuß Länge und 6 Fuß Höhe; sie stehen einzeln oder zu zweien auf hohem, stufenförmigem Unterbau und waren mit dachartigen Deckeln verschlossen. Unter den einfacheren Denkmalen verstreut finden sich zahlreiche bedeutendere Monumente; es sind tempelartige Gebäude, bestehend aus einer riesigen Steinplatte, welche, von mehreren Säulen getragen, die darunter stehenden Sarkophage gleich einem Baldachin überschattet; es sind dazwischen Beispiele von altehrwürdiger Einfachheit bis zu reichen Denkmalen spätrömischer Kunst.

Weit von der Stadt, im Osten, fanden wir noch das Fundament und die Säulen eines großen Tempels nebst einem zum Theil aufrechtstehenden Propyläon mit Widmungsinschrift des Hadrian; in der Nähe eine zweite Nekropole mit besonders hervorragenden Grabbauten. Einige darunter nehmen einen Raum ein von 20 Meter Länge und Breite, dessen Mitte ein hochragender Sarkophag oder ein Säulenbau bildet. Es ist ein Friedhof, dessen dichtgedrängte Gruppen zerstörter und moosumwachsener Denkmäler in der Umgebung von urwaldartigem Dickicht ein elegischer Hauch umweht und der seinesgleichen selten finden dürfte.

Unter den antiken Plätzen Pisidiens sind nächst Termessus die Ruinen des weit nordwärts gelegenen Sagalassus von hervorragender Bedeutung.

Außer den wenig gangbaren Flußthälern führen fünf bis sechs Stunden nordwärts von Adalia zwei Einschnitte aus der pamphilischen Ebene in das Gebirge. Der östliche dieser beiden Pässe zeigt auf eine Strecke von zwei Stunden antikes Pflaster aus sehr großen, unbehauenen Steinen bestehend, welche ihrer außerordentlichen Glätte wegen den Auf- und Abstieg auf diesem Wege sehr beschwerlich machen;

der westliche Paß, nach dem an seinem oberen Ausgange gelegenen Dorfe Padam Agatsch benannt, ist der gewöhnliche Karawanenweg. Das Hochthal, zu welchem beide Straßen führen, ist die im Alterthum durch ihren Kornreichthum berühmte Landschaft Mylias. In der Nähe des genannten Dorfes liegen die unbedeutenden Ruinen der antiken Stadt Cretopolis. Weiterhin führt der Weg abwechselnd durch Aecker und Weideland, kahles Felsengebirge und öde Steppe; es ist eine Karawanenstraße, deren einstige Bedeutung durch eine Reihe großartiger aber verfallener Khane, die von Marmor gebaut sind, bezeugt wird.

Nach zwei bis drei Tagen von Adalia aus gerechnet, erblickt man die hohen kahlen Gipfel des Taurusgebirges dicht vor sich und erreicht zunächst das zwischen Cedern und Nußbäumen versteckte Dorf Aglassan. Weit aufwärts von diesem liegen hart an der Wurzel hochragender Felsen die Ruinen der alten Stadt Sagalassus. Zerstreut über zahlreiche Hügel und Einsenkungen bieten sie durch die Unwirthlichkeit der Gegend und die starke Zerstörung ein unzusammenhängendes trostloses Bild. So weit das Auge blickt, liegt Stein an Stein, so daß es anfangs unmöglich schien, aus der verworrenen Masse Anhaltspunkte für eine Sonderung einzelner Gebäude und einen Plan der Stadt zu gewinnen; doch reihete sich allmählich Punkt an Punkt zu einem ziemlich vollkommenen Ganzen.

Ein Tempel des Antoninus Pius, eine christliche, aus älterem Material erbaute Basilica und das Theater bilden die Eckpunkte eines gleichseitigen Dreieckes von etwa 700 Meter Seitenlänge, innerhalb dessen sich die Stadt ausbreitet. An der höchsten Stelle lag ein Forum von Hallen umgeben und mit Einzelsäulen in den Ecken. Von da führte eine Hauptstraße zum Antonintempel, der, ein korinthischer Peripteros von Marmor, von großartigem Peribolus umfaßt, im Süden der Stadt an hervorragender Stelle liegt. Dieser große Tempel und ein zweiter, kleinerer, an dessen Architraven sich eine Widmungsinschrift des Marc-Aurel befindet und dessen Material später zu einer christlichen Basilica benützt wurde, dürften in der verhältnißmäßig jungen Stadt Sagalassus die ältesten Gebäude sein. Auch das große Theater zeigt späte Formen. Während ein kleines Theater hart am Forum sehr zerstört ist, steht von diesem größeren Theater am Ostende der Stadt ein bedeutender Theil aufrecht; nicht allein der Zuschauerraum, sondern auch ein Theil des Bühnenhauses ist erhalten. Mitten in der Stadt steht noch der weitgedehnte Unterbau, wahrscheinlich eines Palastes, und eine Menge kleinerer Monumente, runder und achteckiger Tempelchen, Einzelsäulen

und Sarkophage sind über die Hügel verstreut; sie vervollständigen das Bild der Stadt, welche im Alterthum den Namen der Prächtigen führte und die in bescheidener Weise die Vorbilder im großen Rom nachzuahmen bestrebt war.

An den übrigen Ruinenplätzen Pisidiens, unter denen vornehmlich noch das unzugänglich gelegene Selge und die römische Militärcolonie Cremna zu nennen sind, finden sich im Wesentlichen dieselben baulichen Anlagen wieder wie in den schon beschriebenen; meist ist das Forum erkennbar, Theater, Stadium, Tempel sind die hervorragenden Objecte.

Im Allgemeinen ist es die Baukunst vom zweiten bis vierten Jahrhundert, welche uns in den Städten Pamphyliens und Pisidiens entgegentritt. Nur in Sylleum und Termessus ist Aelteres nachweisbar. Innerhalb dieses Rahmens sind die Bauwerke der Ebene die früheren und vollkommeneren; der leichtere Verkehr mit den Mittelpunkten der Welt mußte hier nothwendig dem Römerthum eher Eingang verschaffen als in Pisidien.

Die genannten zahlreichen Städteanlagen werden in einem demnächst erscheinenden Werke eingehend behandelt werden. Ihre Kenntniß eröffnet den Ausblick in ein bisher wenig gekanntes Gebiet der spätantiken Kunst, welche noch festhält an ihrer Grundlage, dem Rythmus der Säulenordnungen und im sicheren Besitze künstlerischer Ueberlieferung die Summe zieht aus den Erfahrungen von Jahrhunderten. So steht diese Architektur dem classischen Styl gegenüber in einem ähnlichen Verhältnisse wie die Barocke zur Hochrenaissance.

Wir finden hier neben einer vollendeten Technik, welche in der Größe der Werksteine, ihrer künstlichen Verbindung und in virtuoser Behandlung des Ornamentes ihren Ausdruck sucht, eine Fülle mannigfaltiger Formen und baulicher Ideen, welche die ältere Kunst nicht kannte, dabei läßt sich die griechische Ueberlieferung nicht verkennen; das eigentlich Römische, der Gewölbebau, tritt sehr zurück; die Verhältnisse der Säulenordnungen aber und die Einzelheiten sind eine Fortbildung des griechischen Styls, dessen letzte Entwickelungsphase in der byzantinischen Kunst erkennbar ist.

Vergangene Tage in Oesterreich.

Aus den hinterlassenen Papieren Joseph's von Scheiger.

Von Wendelin Boeheim.

(Schluß.) *)

In diesem disparaten und desparaten Zustande gelangte die Sammlung in die Hände des Freiherrn von Dietrich, eines Mannes, dessen Bild uns in der Literatur nicht selten verzerrt vor Augen tritt. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die Charakterschilderung eines Einzelnen und sei er auch wie Dietrich ein Typus seiner Zeit, zu geben; es ist genug, wenn wir voranstellen, daß dessen Charakterbildung bis in's Einzelnste aus seinen Lebensschicksalen erwachsen ist und in gar nichts etwas Ueberraschendes bietet. Nach unvollendeten, lässig geförderten Studien war er, fast noch ein Knabe, in ein Geschäft getreten, das mit äußerlich derben Mitteln betrieben wurde. Der Dienst des schweren Fuhrwerkes einer Armee im Felde erforderte eine kräftige, strenge Hand und eine ungemeine Widerstandsfähigkeit gegen alle Eventualitäten des Kriegslebens. Dietrich's Naturell war all' dem gewachsen, aber das angestrengte und wüste Leben wirkte doch wesentlich auf die Gestaltung seines Charakters ein. Aus allen wirren Verhältnissen schälte sich der temperamentvolle herrische Lebemann heraus, der im Guten und Schlimmen die Grenzen nie finden konnte; aber all' seinen Fehlern hatte der leidenschaftliche Mann doch prächtige Eigenschaften genug entgegenzusetzen, um ihn schätzen zu können. Eine rührende Anhänglichkeit an die Seinigen, eine sonnenhelle Vaterlandsliebe, felsenfeste Rechtlichkeit im geschäftlichen Verkehre, das waren, kann man sagen, ererbte

---

*) Siehe „Oesterreichisch-Ungarische Revue", Juniheft 1887, S. 129.

Tugenden. Bei der heißen Begierde, das Leben in vollen Zügen zu genießen, vergißt er das Feinere und Edlere nicht, ist stets bestrebt, Künste und Wissenschaften zu fördern und bei aller Schroffheit gegen den Einzelnen schüttet er das Geld mit vollen Händen aus, wenn es gilt, Katastrophen im Gebiete der Arbeit hintanzuhalten oder doch zu mildern.

Dietrich hatte die reiche Sammlung Schönfeld's an sich gebracht. Man sagt, er habe die Hoffnung gehegt, der Kaiser würde dieselbe sammt seiner großen Waffensammlung auf Schloß Feistritz für die Ritterburg in Laxenburg erwerben. Jedenfalls hatte sich diese Erwartung nicht erfüllt und Dietrich entschloß sich, dieselbe rasch wieder weiter zu verkaufen. Dazu bedurfte es eines detaillirten Kataloges, das war schon umsomehr geboten, als die Sammlung, wie erwähnt, ein chaotisches Durcheinander darstellte. Dietrich wendete sich um Rath an Hormayr, der für diese schwierige Arbeit ihm zwei Persönlichkeiten empfahl, von dem eigentlich doch keiner das nöthige Fachwissen besaß: Goldhahn und Scheiger. Für Ersteren sprach die Vorliebe für museale Bestrebungen und einige praktische Erfahrung, für Letzteren das Talent und eine ungemeine Strebsamkeit. Zuletzt siegte das pecuniäre Moment, die bescheidenere Forderung und Scheiger erhielt den Auftrag zur Aufstellung des Kataloges.

Dieser selbst war bei der Nachricht nicht angenehm überrascht, hatte er doch bisher fest dafür gehalten, daß die Wahl eher auf jeden Anderen als auf ihn fallen würde, jetzt nach der Entscheidung gewahrte er mit Schrecken, wie wenig Kenntnisse er für die übernommene Aufgabe mitbrachte. Eine dringende Vorstellung an Hormayr entgegnete dieser mit dem Versprechen seiner kräftigsten Mithülfe, so daß Scheiger wieder Muth schöpfte und seine Arbeit begann. Hormayr's Unterstützung aber blieb aus; er hatte überhaupt mehr versprochen, als er zu leisten im Stande war, sein archäologisches Wissen war zu wenig umfassend, als daß er hier eine ausreichende Hülfe hätte bieten können; dann fehlte ihm, dem so vielseitig in Anspruch genommenen Gelehrten, auch die Zeit, um weitläufige Studien über Dinge zu machen, die bisher wissenschaftlich unbeachtet geblieben waren. Scheiger, der zum Ueberflusse noch krank wurde und mehrere Monate zu arbeiten unfähig war, flehte, kaum genesen, erneuert um Hülfe, aber Hormayr drängte unempfindlich für alle Schmerzensschreie zum endlichen Beginne. ... „Es ist kein Augenblick der günstigen Jahreszeit dabei zu verlieren,“ schreibt er am 11. Juli 1822, „— Sie können auf jeden Fall, ja Sie

müssen ohne mich anfangen, denn die materielle Katalogisirung, die Vermenschlichung und Veredlung der bisherigen Verzeichnisse muß vorausgehen, ehe ich dazu kommen kann vor den Freunden der Wissenschaft und Kunst mit einer rednerischen Uebersicht über Charakter und Werth des Ganzen aufzutreten (sic!). Das Nöthige habe ich Ihnen bereits gesagt. In einzelnen Fällen wenden Sie sich nur immer an mich, auch will ich Sie meinem Freunde Primisser (Alois), Custos des Ambrasser Cabinets empfehlen, der einer der größten Kenner aller Objecte aus dem Mittelalter ist" .... und weiters: „Ich werde mich des Tages freuen, an dem ich von der wirklich begonnenen Arbeit in Kenntniß gesetzt, wornach auch ich keinen Augenblick ermangeln werde, auf dasjenige fürzudenken, was ich hiebei übernommen habe und was eigentlich das höhere Raisonnement (sic!) in wissenschaftliche und künstlerische Anwendung betrifft ...." Bei derlei Phrasen blieb es, die Hülfe Primisser's, der damals nur mehr bestimmten Menschenkreisen zugänglich war, erwies sich als unbeträchtlich und die Aufforderung Hormayr's, sich in einzelnen Fällen „getrost" an ihn zu wenden, als Täuschung. So schreibt er auf eine specielle Anfrage Scheiger's an diesen aus Raitz am 6. October 1822:

„.... Die Art und Weise des Schönfeld'schen Katalogs habe ich, ohne ihn einzeln zu durchgehen, lange und genau gekannt, weil mir die Individualität des alten Herrn und Begründers nur gar zu gut bekannt war. Davon muß man sich nicht irre machen lassen, sondern es (ihn) als Küchenbuch und als Inventar benützen. — Der Templerkopf et similia werden nicht als evangelische Wahrheit verkauft, um sich vor Kennern nicht zu prostituiren, aber man darf doch andeuten, was die Zeitgenossen davon geglaubt haben und aus diesen selbst so tiefe Kenner und so ehrfurchtgebietende Matadors, wie Hofrath Hammer ...."

Doch genug davon; Scheiger vollendete diesen wissenschaftlichen Katalog trotz aller Hindernisse, die sich dessen Bearbeitung dadurch entgegenstellten, daß er an der sinnlosen Eintheilung Schönfeld's nichts ändern durfte, trotz des nahezu gänzlichen Mangels an literarischen Hülfsmitteln und fachmännischem Rathe in zwei Jahren. Der Auszug, welcher darüber in lateinischer und deutscher Sprache zu Prag in Druck erschienen ist, überzeugt uns von der ungemeinen Schwierigkeit der Arbeit in einer Zeit, in der die Wissenschaft der nichtclassischen Archäologie noch einer Terminologie entbehrte und von der ausgezeichneten Durchführung derselben ja Scheiger's Werkchen,

„Das Schönfeld'sche Museum", gehört neben Primisser's „Ambraser Sammlung" zu den hervorragendsten kunsthistorischen Arbeiten in Oesterreich.

Unter der gelehrten Welt Oesterreichs hatte Scheiger's brillante Leistung außerordentlichen Beifall gefunden, besonders waren es die jüngeren Talente im historischen Fache, die Verehrer der Dichtkunst welche seine Arbeit mit Begeisterung begrüßten. Die letzteren namentlich waren nicht wenig von der einfachen natürlichen Art angeregt, mit der Scheiger die Reste alter Cultur betrachtete. In all' den anziehenden Schilderungen lag kein bischen Stoff, um ihn in einem der modernen Taschenbücher als Ballade oder Romanze verwerthen zu können und dennoch schien es ihnen, als lägen in den schlichten Worten des jungen Gelehrten die Elemente für ein tieferes poetisches Schaffen. Die allgemeine Bewunderung dieser neuen Behandlung historischer Materialien äußerte sich zunächst dadurch, daß Scheiger's Freundeskreis mächtig anzuwachsen begann. Er blieb nicht auf Oesterreich allein beschränkt, so schreibt ihm Büsching aus Breslau im December 1824, wie sehr es ihn freuen würde, so manche lieben Freunde in der schönen reichen Kaiserstadt, die des Alterthümlichen so überaus viel enthält, persönlich kennen zu lernen, so Scheiger, Primisser und den wackeren Ruß; aber auch in einem Lande, dessen Talente sich nach gar vielen Richtungen hin gerne emancipirt hätten, in Ungarn, fühlten die Gleichstrebenden sich von Scheiger's Geist angezogen. Der gelehrte Igáz, der Dichter Döbrentey, Redacteur Pantzél, der Numismatiker Weszerle u. A. traten unbekümmert um die nationale Empfindlichkeit in engsten Verkehr mit ihm, ein Verkehr streng beschränkt auf Kunst und Wissenschaft, und dennoch scheint derselbe von der Regierung beachtet und beargwöhnt worden zu sein.

Die Arbeit der Beschreibung des Schönfeld'schen Museums war noch nicht ganz vollendet, als Scheiger in seinen Studien ein neues Gebiet wählte, das bisher Niemand vor ihm betreten hatte und zu dem er sich erst mit der Axt Bahn brechen mußte, „die historische Topographie".*) Mit dem Stock in der Hand, das Ränzel auf dem Rücken, alles Mühsal verachtend, zog er rings im Lande herum, von Ort zu Ort, zeichnend, beschreibend; erschöpft nach Hause gelangt,

*) Vielleicht könnte hier M. Herrgott als Topograph auf historischem Gebiete in Erinnerung kommen, aber Scheiger betrachtete die Dinge nicht allein vom rein geschichtlichen, sondern vom kunstwissenschaftlichen Gesichtspunkte und da steht er unbestreitbar als der Gründer der kunsttopographischen Wissenschaft in Oesterreich da.

sichtete er seine Funde, ordnete sie in Bezug auf die Kunst- und Landesgeschichte, hieb unbarmherzig das romantische Beiwerk weg, das gleich einem Geflechte von Schmarotzerpflanzen den echten alten Kern verbarg. Die ersten Erfolge seines mühevollen Strebens legte er in den Blättern des Hormayr'schen Archives nieder. Im Jahre 1828 aber erschien ein kleines selbstständiges Werk seiner Hand: „Andeutungen zu Ausflügen im Viertel unter dem Wienerwalde."

Scheiger hatte alle Ursache, über den Erfolg seines Mühens zufrieden zu sein. Hatte doch das kleine Werkchen zahllose Gebildete in's schöne Niederösterreich hinausgelockt, um die zahlreichen historischen und Kunstdenkmale zu betrachten, an denen man bisher achtlos vorübergegangen war. Der Anklang, den das Büchlein nicht allein im jungen Oesterreich, sondern in der breiteren Masse des Publicums gefunden hatte, zeigte sich zunächst in der Erscheinung, daß den „Andeutungen" bald zahlreiche ähnlicher Tendenz, größtentheils von persönlichen Freunden Scheiger's verfaßt, folgten, so von Feil, von Häufler, Rally, Schmidl u. A. Der ungemeine Beifall, den diese neue Literatur errang, ermuthigte zu größeren Unternehmen, so erschien die uns noch heute als unschätzbar erscheinende „kirchliche Topographie" und auch Schweickhart, der nie fehlte, wo man sich den Fleiß Anderer zunutze machen konnte, um ein Geschäft zu machen und billige Lorbeern einzuheimsen, keuchte herbei und begann seine „Topographie", riesig in der Anlage, aber auch riesenartig ungeschlacht in der Behandlung.

Wenn wir den überraschenden Erfolg eines kleinen bescheiden auftretenden Werkchens betrachten, so finden wir, daß er, die originale Auffassung und Durchführung des Themas ganz bei Seite gelassen, vorwiegend in einem Umstande gelegen war, den der Autor selbst nicht in's Auge gefaßt hatte. Die Idee desselben fügte sich nämlich ganz enge an jene Gedanken, welche zur Zeit das Volksgemüth so heftig erregten, ja sie bildete im gewissen Sinne eine Bereicherung derselben. Es lag in ihr ein erneuerter Hinweis auf das Vaterland, das aus tiefer Nacht erstanden, nun von verklärendem Scheine übergossen, vor den trunkenen Blicken des Volkes erglänzte.

Das Rad war weiter gerollt und die Lenker der Staatsmaschine trugen Bedenken, in seine Speichen zu greifen. Die Aeußerung des öffentlichen Geistes schien so harmlos, so ungefährlich, daß ein roher Gegeneingriff bedenklich erscheinen mußte, er erwies sich so durchtränkt von Vaterlandsliebe, daß man von oben herab ihn mit der Miene des Wohlwollens betrachten mußte und den-

noch — Einzelne täuschten sich auch darüber keinen Augenblick — stand um die Mitte der Zwanzigerjahre der öffentliche Geist auf den an die Politik anklingenden Gebieten der Wissenschaft, in der Poesie und der Kunst bereits im vollen Gegensatze zu den Principien und Einrichtungen des Staates. Die jüngere Gelehrtenwelt hatte längst aufgehört, die Wissenschaft, wie sie die Alma mater geboten hatte, als unanfechtbares Dogma zu betrachten, sie stand in Philosophie und Geschichte den Lehrmeinungen deutscher und französischer Hochschulen weit näher, als der ersten Lehranstalt des Reiches. In der Poesie hatte die große Epoche der Dichtkunst in Deutschland tiefe Furchen gegraben. Auf dramatischem Gebiete, wo die Staatsgewalt ihre schwere Hand ohne Rücksicht lasten ließ, da nährte sich die Menge noch vielfach mit Schicksalsdramen und Ritterstücken, noch beherrschten seichte Köpfe, speculative Nachahmer ohne Talent das Repertoire der Bühnen, daneben aber tauchte Grillparzer auf mit seinen großen historischen Dramen, der liebenswürdige Bauernfeld mit seinen reizenden, an die besten Leistungen der Spanier anklingenden Lustspielen und der unter Thränen lachende Heros der Volksbühne, Raimund mit seinen unsterblichen Phantasiegemälden. Allerdings, nicht viele Namen kann Oesterreich auf dramatischem Gebiete herzählen, aber sie fallen nicht leicht in die Wagschale und es bleibt doch trotz des kindischen Aergers der deutschen Literaturhistoriker eine Thatsache, daß die große Periode deutscher Dichtkunst ihre Nachblüthe auf süddeutscher Erde und zum größten Theile in Oesterreich gefeiert hat. In der Lyrik ersteht in Oesterreich eine ganz eigene Art poetischen Ausdruckes. Der Bardensang war verklungen, die romantische Poesie stand vor einer Welt, die die Dinge um sich mit nüchternen Augen zu betrachten begann. Die schmachtenden Ritterfräulein erpreßten immer weniger Thränen aus den Augen der Empfindsamen, dafür war ein anderes, weit ergreifenderes Gefühl in der Volksseele heimisch geworden, die bewundernde Verehrung der Schönheit des Vaterlandes, die theilnahmsvolle Betrachtung des Lebens und Empfindens des eigenen Volkes. Enthusiastisch begrüßt hielt das Volkslied seinen Einzug in die vaterländische Literatur, vermittelt nicht allein durch die Schriftsprache, sondern auch durch die weiche, bilderreiche Mundart des Volkes selbst. Zu seinen talentvollsten Vertretern zählen J. G. Seidl, J. Kaltenbrunner und Castelli. Wenden wir uns der Kunst und vorerst der Musik zu. Sie hatte keinen Centralpunkt, der Einzelne bildete sich in der Schule der großen Meister. Der große Styl, aus italienischem Boden erwachsen, auf heimischer Erde

zur höchsten Blüthe gediehen, war im Absterben, Mozart, Beethoven waren in's Jenseits hinübergegangen. Die Epigonen rangen umsonst nach Geltung, als sie aber den jubelnden, den wehmüthigen Tönen des Volkes lauschten, zum eigenen Boden zurückkehrten, da legten sie einen winzigen Samen in die Erde, der zum herrlichen Baume wuchs, da erstanden Heinrich Proch, die Altmeister der Wiener Tanzweisen, und über ihnen Allen schwebt der Genius Schubert's. Sehen wir auch hier das erfolgreiche Bestreben der Welt des Geistes, die Kraft auf eigener Scholle, im Herzen des eigenen Volkes zu suchen, so ist das in der bildenden Kunst in Oesterreich nicht anders, auch hier hatte sich der Proceß in ähnlicher Weise und nur noch drastischer abgespielt. Nach dem Absterben der großen Barockmeister hatte Füger die Führung in der Wiener Kunst übernommen. Er selbst, ein Künstler von vielem Talente und kräftigem Geiste, war aus der Schule Jaques David's erwachsen, jener Schule, deren innerster Gedanke die Revolution gewesen war. An die Spitze der Akademie berufen, machte sich der Lehrling des Jacobiners daran, der noch in den Traditionen der alten Italiener lebenden Kunstschule seine eigene künstlerische Physiognomie aufzudrücken; äußerlich schien das sonderbare Experiment gelungen zu sein, halb half dazu die künstlerische Bedeutung und der feste Charakter Füger's, halb die Unterstützung der Regierung, die gar nicht zu merken schien, in wie diametralen Gegensatz die neue akademische Richtung mit ihrem widerlichen Pathos und ihrem theatralischen Effecten zum österreichischen Volkscharakter sich befand, ja es geschah das Außerordentliche, daß die Regierung mit eiserner Strenge die neue Akademie, dieses Pfropfreis vom Baume der Revolution, gegen die zahme Opposition der ebenso harmlosen als unbedeutenden nur etwas deutsch angehauchten Romantiker vertheidigte. Bei alledem erwies sich, daß die neue Richtung nur im Schooße der Akademie selbst Vertreter zählte, die Schüler aber durchwegs nach ihrem Abgange die Masse der stillen Gegner vermehrten. Nach dem Abgange Füger's hielt Zauner, von Füger getragen, das Institut noch in den akademischen Geleisen; ihm folgte ein Meister, der vollständig als Nachtreter Füger's erscheint, ohne dessen künstlerische und moralische Bedeutung zu besitzen: Caucig. Unter ihm, dem Goethe die Ehre eines leichten Tadels erwies,*) begann der innere Zwiespalt zwischen der Akademie und der Kunstwelt zu Tage zu treten. Schon Krafft gleich David und Gérard wurde durch die

*) Winkelmann und sein Jahrhundert.

bewegten Zeitverhältnisse von der antikisirenden Richtung abgedrängt und angewiesen, seine Lorbeern auf dem Gebiete der Zeitgeschichte zu holen. Neben ihm aber entwickelten sich in Schaaren die Romantiker im vollen Widerspruche zur akademischen Richtung. So standen bereits der ältere Ruß, so Schnorr u. A. auf dem Felde der Romantik.

Scheiger, wiewohl vom Beginne an der erbittertste und auch gefährlichste Gegner der Romantik, stand gleichwohl zu den begeistertsten Verehrern derselben in der Poesie und Kunst in herzlichen Beziehungen; ja, diese selbst waren bestrebt, mit dem unerbittlich strengen Historiker in Verbindung zu kommen, als hätten sie den schwächsten Punkt in ihrem idealen Streben instinctiv gefühlt, der in der historischen Unwahrheit gelegen war.

Unter den zahlreichen Briefen an Scheiger finden wir auch einen, der in mehreren Beziehungen geeignet erscheint, die in den damaligen Künstlerkreisen allenthalben herrschenden Principien zu erklären. Der spätere Professor Carl Mayer, eines der besten Talente der Wiener Schule, schreibt unterm 23. März 1823 aus Rom:

„Ihre Vortrefflichkeit und Güte sowie Ihre Liebe und Kenntniß für unsere heimatlichen Alterthümer haben mein Herz so an Sie gekettet, daß Sie mir schon vergeben werden, daß ich von Ihrer karg gemessenen Zeit noch für mich ein wenig in Anspruch nehme..... Die Ueberreste der Vergangenheit Roms und die Verzweigungen und Bestrebungen aller Nationen der Gegenwart, mit denen man hier in Berührung kömmt, liefern so vielen Stoff zur Beherzigung, daß einem manchmal der Kopf schwindelt. Jedoch so schön und reich Rom an Schätzen jeder Art, so üppig seine Natur, so bin ich doch, seit ich es gesehen, viel stolzer auf Deutschland und die Heimat, und seit ich Roms vielgepriesene Kirchen durchwandert, sage ich: auch wir Deutsche haben Dome, die sich stolz neben St. Petersdom und wie sie alle heißen mögen, stellen können, obschon unsere nur aus bescheidenem Sandstein (gefertigt), und zu diesem das kostbarste Material der ganzen Welt zusammengeschleppt (wurde). Die hiesigen Kirchen kommen mir — wenige ausgenommen — vor wie ein stolzes Festgepränge; sie sind mit Gold und Marmor bis zum Erdrücken geschmückt; unsere Dome (hingegen) mit ihren schlanken Säulen und Thürmen scheinen zum Himmel zu wachsen und der Gedanke folget gerne nach und ihr feierlicher Ernst stimmt zur Andacht. Hier beklemmen die schweren Massen dieser Kuppeln mein Herz und der bunte Zierrath berührt nur die Sinne. Hier ist Grund und Wurzel des so üppig wuchernden Zopfs (sic!), der uns durch drei (?) Jahr-

hunderte so viele Denkmäler heimatlicher Kunst zerstörte und als fremde Schmarotzerpflanze der deutschen Architektur das Lebensmark aussog. Die Gemäldegalerien Roms haben meine Erwartungen nicht erfüllt; Venedig ist da viel reicher, so auch Florenz, denn außer den Loggien und Stanzen Raphael's zählt selbst die vaticanische Galerie nur wenige Bilder, aber an Statuen und Plastik überhaupt sind erhebliche Schätze (da), die lange Zeit erfordern, sie alle näher kennen zu lernen ..."

Zwischen den Zeilen dieses Briefes lugt die ganze Opposition der jüngeren Künstlerwelt nicht nur gegen die Barocke, sondern auch gegen die damals allgewaltig herrschende akademische Kunst hervor. Der jugendliche Künstler setzt die Style der verschiedensten Epochen, die gewaltigen culturellen Strömungen folgten, mit Gewalt und ohne Nöthigung in Gegensatz zu einander, sehen wir aber recht zu, so ist das ganze absprechende Urtheil des jungen Künstlers nur ein Gliedchen aus der langen Kette des sich stetig fortspinnenden Volksgeistes, der den Blick auf sich selbst zurückleitete, um da die Kraft für die in eisernen Banden gehaltene culturelle Entwickelung zu finden.

Dieses gewaltsame Behindern der natürlichen Entwickelung der geistigen Kräfte, bis gegen das Ende der Zwanzigerjahre noch mit einer gewissen Mäßigung betrieben, steigerte sich plötzlich, als die Regierung mit einem Male einer geheimnißvollen Gewalt gegenüber stand, die immerhin schon als „öffentliche Meinung" gelten konnte, bis zur Unerträglichkeit. Man hatte mit der Duldung des anscheinend Ungefährlichen zu bittere Erfahrungen gemacht, um nun nicht auch den Ungefährlichsten an den Leib zu gehen. Die Mittel, welcher man sich dazu bediente, sind längst bekannt, sie hießen „Zerstreuung der Talente" und „Censur". War Scheiger ein Gegenstand der Anwendung des ersteren Mittels geworden, als er als junger Postconcipist 1835 plötzlich zum Oberpostdirector in Zara befördert wurde? Es ist dies schwer zu sagen. Er bemerkt in seiner Selbstbiographie mit Anerkennung sein schnelles und illo tempore ohne Protection „unerhörtes" Vorrücken nach wenigen Dienstjahren, setzt aber doch hinzu: „Es war dies übrigens nur ein promoveatur ut amoveatur, denn die ihm gebührende Secretärsstelle bei der obersten Postverwaltung in Wien war einem Günstlinge vorbehalten, der die Residenz nicht verlassen mochte." Und seltsam, von dem zweiten entsetzlichen Mittel hatte Scheiger nach seinem oft wiederholten Geständnisse am allerwenigsten zu leiden. In seinen hinterlassenen Briefen aber nehmen die Schmerzensschreie über erlittene

Gewaltthaten kein Ende. So schreibt Theodor von Karajan unterm 25. Februar 1836 an ihn: „Kaltenbaeck's Zeitschrift fängt in der neuesten Zeit wieder an, besser zu werden, so z. B. halte ich Huber's Aufsatz „Ueber industrielles und commercielles Leben" für sehr gut, nicht minder die zwei bis jetzt erschienenen Nummern von den Glasmalereien zu Klosterneuburg von einem Schulkameraden von mir, einem gewissen Zappert. — Du glaubst nicht, was ihm diese Zeitschrift Mühe kostet, die Scherereien mit Censur und Metternich, Coll. und Sedl. u. s. w. grenzen wirklich an das Unglaubliche und der arme Teufel ist schon so wild, daß er alle Lust verloren hat. Du kennst mich, ich überschätze ihn nicht, er hat aber wirklich eine nicht zu beneidende Stellung, denn Plackereien nnd Praktiken waren nie so arg, als eben jetzt; ich versichere Dich, das übersteigt alles bisher Erlebte. So z. B. geht Huber's Aufsatz zuerst zur Druckerei, dann zur Censur, von da zur Staatskanzlei, von ihr zur Regierung, dann nochmals zur Staatskanzlei, von dieser zur Polizeihofstelle, dann wieder zur Censur, endlich zum Redacteur (der omissis delendis wegen) und endlich wieder in die Druckerei." Es ist fast erheiternd, mit welcher Hast jede gute und minder gute Gelegenheit ergriffen wurde, um in die ohnehin träge literarische Bewegung störend einzugreifen. Scheiger hatte schon 1830 an seinen brüderlichen Freund Seidl einen Artikel für dessen Taschenbuch Aurora eingesandt und war bei der Schwierigkeit, überhaupt Arbeiten in einem Organ unterzubringen, begreiflicherweise voll Ungeduld, denselben gedruckt zu sehen. Aber Jahr und Tag gingen vorbei, ohne daß Scheiger irgend etwas über seinen Artikel vernahm. Endlich war seine Geduld zu Rande und er kanzelte seinen Freund darüber derb ab, dieser, ohne über Scheiger's heftige Worte nur im Geringsten aufgebracht zu sein, erwiderte ihm in einem Schreiben aus Cilli vom 7. Januar 1832: „Oho! Warum denn gar so heftig? . . . Dein Aufsatz hat bereits unter dem Preßbengel geschwitzt und steht abgedruckt in meiner „Aurora" für 1832. Da sie aber wegen Cholerahemmung erst im Jahre 1833 (!) ausgegeben werden kann, so giebt der Verleger noch kein Exemplar her; mir selbst, dem Redacteur, hat er keines bewilligt. Zürne daher nicht, wenn ich Dir erst im November dieses Jahres ein zierlich gebundenes Exemplar, in welchem Dein „bunkad's Mandl" (der Titel des Aufsatzes), zumitteln kann."

Scheiger übersiedelte, wie erwähnt, 1835 nach Dalmatien. In Zara, seinem Dienstorte, fand er die Existenz anfangs erträglich, aber der Schmerz, der heimathlichen Scholle, seinem Wien, seinem Oesterreich,

dem er bisher Herz und Geist so voll gewidmet hatte, entrückt zu sein, nagte doch in seinem Innern. Bald aber sah er sich dem Mißtrauen und dem Unwillen der höheren Beamtenwelt ausgesetzt, ein Schicksal, dem damals ein an den Grenzen des Reiches lebender Schriftsteller ebensowenig als in der Metropole entgangen ist. Noch unerträglicher war der Haß, mit dem er und so manch' anderer deutscher Gelehrter von der undankbaren und verblendeten Bevölkerung verfolgt wurde, für deren Bestes in der Erforschung des Landes er, soweit die Amtsthätigkeit es erlaubte, seine volle Kraft eingesetzt hatte. In diesem trübseligen Verhältnisse verengte sich allmählich sein Verkehrskreis auf wenige, aber herzliebe Freunde und Berufsgenossen. Aus der Zahl dieser wenigen glänzen hochbedeutende Namen hervor, wie Jellacic, der spätere Banus, Roßbach, damals Major, der kühne Besieger Montenegros und spätere General, der Dichter Haas von Oertingen, der bis 1836 als Auditor in Zara weilte und der hochverdiente Naturhistoriker und Topograph Petter.

War die Lage der deutschen Beamten in Dalmatien überhaupt martervoll, waren jedem Einzelnen sein Theil an Chicanen, Verdächtigungen und Maßregelungen reichlich zugemessen, Einer der Besten unter ihnen hatte den bitteren Kelch des Leidens bis auf die Neige geleert, der Lehrer Franz Petter. Ueberblicken wir das qualvolle Leben dieses talentvollen und fleißigen Gelehrten, dann läßt uns die gewaltige Tragik eines Menschenschicksals die Leiden der zahllosen Uebrigen aus der Denkerwelt im großen Vaterlande fast unbedeutend und erträglich erscheinen.

Vor uns liegen drei Briefe dieses verdienstvollen Mannes an Scheiger, die besser als alle Schilderungen geeignet erscheinen, die Verhältnisse zu beleuchten und wir bemerken hierbei, daß Petter's wissenschaftlicher Fachkreis weitab von jenen gelegen war, die insgemein von den damaligen Regierungen als „einer steten Beobachtung bedürftig“ angesehen wurden; Petter war Mathematiker, Botaniker, Statistiker, Topograph, freilich von unbeugsamer Strenge, gleichwie Scheiger als Historiker.

In einem Schreiben vom 12. Juni 1835 berichtet er, daß er nun beschäftigt sei, sein bereits mit dem Imprimatur versehenes Manuscript, betitelt: „Dalmatien in seinen verschiedenen Beziehungen dargestellt“, für den Druck vorzubereiten. Während der zwei Jahre, als das Werk in Wien bei der Censur lag, habe er eine italienische Uebersetzung davon gemacht. Er ersucht nun Scheiger, die auf das Post-

wesen des Landes bezüglichen Stellen nochmals durchzusehen. Petter war 1823 nach Dalmatien gekommen; in den vergangenen zwölf Jahren hatte er bereits die bittersten Qualen erlitten, der Schmerz durchzittert die letzten Zeilen seines sonst ganz geschäftlich gehaltenen Schreibens, sie lauten: „Uebrigens wünsche ich Ihnen Muth und Geduld zur Ertragung aller Entbehrungen und Unannehmlichkeiten in diesem Lande der Armuth, des Elendes und der Ignoranz."

Wenige Monate später erhält Scheiger ein weiteres Schreiben seines erbarmenswerthen Freundes, aus demselben spricht bereits der ganze Jammer seines Lebens. Es ist datirt Spalato am 4. Januar 1836 und lautet in den wesentlichen Stellen: „. . . Ich danke Ihnen für die Gesinnungen des Wohlwollens, welche Sie (im letzten Schreiben) aussprechen, denn ich fühle mich immer um so zufriedener, je mehr Menschen besseren Sinnes sich mir annähern und wenn sie mich näher kennen gelernt haben, enger mit mir verbrüdern. Ich glaube es Ihnen gerne, daß Sie noch keinen Ersatz für unseren gemeinschaftlichen Freund Haas gefunden haben. „Schlägt Dir ein ähnliches Herz, so gieb Dich ihm ganz und auf ewig, wird Dir dies Kleinod versagt, werde Dir selber die Welt" sagt Goethe. — Ich habe kein solches Männerherz gefunden, weder in Ragusa noch Spalato und deshalb lebe ich ganz von der Außenwelt abgeschieden und suche Erholung bei meiner Familie, Büchern und Pflanzen. Ich hatte mir geschmeichelt, nach Venedig versetzt zu werden, ungeachtet der Umtriebe meiner hiesigen Feinde, da mir Seine Excellenz, der Herr Graf Spaur, eine fast bestimmte und Seine Excellenz Herr Graf Mittrowsky eine halb bestimmte briefliche Zusage gemacht hatten. Graf M. macht sonst nicht gern Complimente. Die definitive Besetzung der angesuchten Stelle hat mich aber enttäuscht. Venedig, das ich durch einen viermonatlichen Aufenthalt kenne, hat mir zwar nie gefallen, aber zufriedener wäre ich dort sicher gewesen. Nun bin ich um das Lehramt der Handelsgeographie und Handelsgeschichte am Wiener polytechnischen Institute in Competenz, allein hierauf rechne ich noch weniger, denn der Zudrang der Mitwerber ist zu groß, obgleich ich als Zögling dieses Institutes*) und nachdem ich demselben bereits vier Lehrbücher und ein fünftes in italienischer Sprache für die Triester Academia reale geliefert und mein Concurselaborat gut gemacht habe, einige Ansprüche auf Anerkennung hätte. „Es giebt Menschen,

*) Damit berichtigen sich einige Angaben in der Biographie Petter's in C. v. Wurzbach's biogr. Lexikon.

über deren Häuptern dunkle Sterne stehen," lese ich soeben in Tromlitz und das muß bei mir auch der Fall sein."

Und nun folgt die Schilderung eines häßlichen Streiches, der an Petter verübt wurde, die wir nur aus dem Grunde nicht im vollen Wortlaute wiedergeben, weil noch Nachkommen des Uebelthäters existiren. Petter hatte sein „Compendio geografica della Dalmazia" 1834 in 500 Exemplaren in Zara drucken lassen und dafür 470 Gulden bezahlt. Nun wurden ihm aus Fiume und anderen Orten nachgedruckte Exemplare eingesandt, in welchen aber die den Originalexemplaren enthaltenen drei Stahlstiche fehlten und auch die Clausel „con tre incisioni in acciajo" weggelassen wurde. Der in allen Rechtssachen ganz unbeholfene Petter frägt nun seinen rechtskundigen Freund um seine Meinung über den Fall und ob er von dem unredlichen Drucker eine Entschädigung ansprechen könne. „Was meine und der Meinigen Gesundheit betrifft," fährt der Schreiber fort, „so befinden wir uns Alle wohl, bis auf meine gute Frau, die schon 19 Jahre meine Unglücksgefährtin ist und die, wie mir scheint, an Heimweh leidet; denn nur so kann ich mir ihre Sehnsucht nach Wien und Linz, wo sie ihre Jugend verlebt hat, benennen. Wir Männer sind besser daran, wir suchen Zerstreuung, wo wir sie finden, allein um die Frauen ist ein weit engerer Kreis gezogen. Es hilft aber Alles nichts, ich vermag mein Schicksal nicht zu ändern und muß stehen und ausharren, bis accidit in puncto, quod non speratur in anno. Meine Frau hat leider jene Willenskraft nicht und daher wird ihr Physisches auch mehr afficirt als das meinige, der ich für Freud' und Leid' so abgestumpft worden bin, daß weder das Eine noch das Andere einen merklichen Eindruck macht. Ich bitte um Ihr Wohlwollen als Ihr ergebenster

F. Petter."

Als Nachschrift finden wir noch: „Wer ist Herr Dr. Moriz von Stubenrauch, Verfasser der Beurtheilung meines Compendio im Archive? Ich möchte ihm schreiben."

Ein drittes Schreiben vom 3. Januar 1839 ist eigentlich eine Fortsetzung der Leidensgeschichte eines österreichischen Gelehrten.

Nach einem Eingange rein wissenschaftlicher Natur, ob Welden, der ehemalige Gouverneur Dalmatiens, den neuseeländischen Flachs dortselbst eingeführt haben könne, wie Reichenbach in einem Schreiben an Scheiger behauptete, setzt er weiter fort: „Was soll ich mit meinem Manuscript über Dalmatien anfangen? Gerold hat sich unter dem Vorwand zurückgezogen, daß die Censur das Beste weggestrichen habe

und daß das Publicum, besonders das auswärtige, sehr mißtrauisch gegen Bücher dieser Tendenz gestimmt sei, weil es weiß, daß sie unter einer sehr strengen Censur erscheinen und sie daher nicht gerne kauft. Das ist zwar richtig, aber Gerold hätte sich früher erklären sollen. Ich hatte den Versuch gemacht, dem Herrn Gouverneur (Baron Lilienberg) alldort zu schreiben und ihn zu fragen, ob er mir nicht etwa die Hand bieten würde, eine Subscription in der Provinz circuliren zu lassen, indem ich einen ähnlichen Versuch bei dem Grazer Generalcommando machen würde, wo ich auf die Vermittlung Welden's rechne. Allein die Excellenz hat mich keiner Antwort gewürdigt. Auch von Cotta erwarte ich vergeblich Antwort.

Noch schlimmer steht es mit einem anderen Manuscript: „Aritmetica mercantile",*) mit welchem man mich fast sechs Jahre herumgezogen hatte. Zwei Umarbeitungen ließ ich mir gefallen, als aber die Regierung die dritte, im Sinne von vier sich ganz widersprechenden Begutachtungen forderte, erklärte ich lieber auf die mir versprochene Belohnung zu verzichten, als mich in die unbilligen, zum Theil sehr absurden Forderungen der Begutachter zu fügen, indem ich recht gut einsehe, daß sie es darauf anlegen, mein Buch nicht aufkommen zu lassen. In einer Beilage habe ich mich gegen jede Kritik speciell gerechtfertigt und ihre Blößen aufgedeckt. Was ich voraus ahnte, geschah, die Herren haben sich nun noch mehr angestemmt und meine Bitte um Enthebung ward bewilligt. Nun sandte ich das Manuscript zur Erlangung des Imprimaturs dem Herrn Godcoßi, welcher, wie es scheint, mein Verfahren gebilligt und was ich hierüber schrieb, mit Interesse gelesen hat. Italienische Manuscripte kann man nur durch den Weg einer Subscription veröffentlichen und diese bringt dem Autor keinen Gewinn, aber desto mehr Verdruß, denn er ist immer der Geprellte. Besser erging es mir mit meinen deutschen Rechenbüchern, davon jetzt die zweite Auflage unter der Presse ist, und zwar gegen das nämliche Honorar. Es ist doch ein elendes Metier, ein Schriftsteller zu sein, besonders für Italien."

---

*) Dabei muß bemerkt werden, daß die „Aritmetica mercantile" nichts als ein im Auftrage der Studien-Hofcommission aus seinem 1823 erschienenen zweibändigen Werke: „Anleitung zur gründlichen Erlernung der kaufmännischen Rechenkunst" zusammengestelltes Compendium gewesen war. Es erschien in Triest erst in den Fünfzigerjahren. Sein „Dalmatien" mit Unterstützung der Akademie der Wissenschaften erst 1856, drei Jahre nach seinem Tode.

Ja wohl, es giebt Menschen, über deren Häuptern dunkle Sterne stehen; — das Schicksal hat diesen tüchtigen begabten und thätigen Mann mit eisernen Ruthen gezüchtigt, es hatte ihn gepeinigt bis auf's Blut, hatte ihm sein Theuerstes auf Erden, die Gattin geraubt und hatte ihn im grausamen Spiele, inmitten einer letzten Hoffnung nach Ruhe in der Heimath mit zürnender Faust vernichtet. Noch wenige Jahre fehlten ihm, um sorgenlos in den Ruhestand treten zu können, da wurde ihm seine Frau von einem scheugewordenen Pferde getödtet. Ein halbes Jahr vor vollendeter 40jähriger Dienstzeit erbat er sich einen letzten Urlaub, um dann in den Ruhestand zu treten, den er in Niederösterreich zu genießen gedachte. Da wurde ihm ein für seine Verhältnisse glänzender Auftrag von Seite des „Oesterreichischen Lloyd", einen Fremdenführer zu schreiben, der ihn veranlaßte, die Küste Dalmatiens noch einmal zu bereisen. Es war der letzte Lichtblick in seiner Lebensnacht. Auf der Höhe von Cattaro bei stürmischer See stürzte er über die Stiege des Dampfboots, brach das Bein und starb zu Cattaro am Brande den 8. Juli 1853.

Bedarf es angesichts dieses Schicksales noch eines Commentars? Grübeln wir nicht nach, was daran auf die Verblendung der Menschen, was auf das unabwendbare Fatum fällt, das Opfer der einen wie des anderen ist unseres tiefsten Mitgefühles werth.

Unter dem Drucke der Verhältnisse ergriff die Besten im Volke ein Mißbehagen, das sich bis zur Erbitterung steigerte. Auch Scheiger gerieth durch fortgesetzte Nergeleien in eine unerträgliche Lage, die ihn einmal zu dem Entschlusse brachte, der Literatur ganz zu entsagen. Diejenigen, die ihren Mann kannten, nahmen denselben nicht sehr ernst, nur Uffo Horn, der Recke, der sich darin gefiel, jede Nähnadel wie ein Zentnergewicht vom Boden aufzuheben, nahm diese Nachricht, als sei sie unabwendbar.

„Daß Sie aller Literatur entsagen, finde ich — verzeihen Sie mir — sehr unrecht," schreibt er in einem Briefe vom 23. December 1838. „Wie viele tüchtige Topographen besitzt denn Oesterreich? Ihre Briefe über Dalmatien, die mein verehrter Freund Mottloch mir mitzutheilen so gütig war, haben mich unendlich interessirt. Es ist nur Schade, daß die Verhältnisse in Oesterreich es uns nicht erlauben, die dalmatinischen Zustände der Wahrheit gemäß aufzufassen, viel weniger von der pikanten Seite. Jedenfalls kommt Zeit, kommt Rath (sic!), später noch ein mehreres." Uffo Horn darf an sich nicht überschätzt werden, aber in den letzten Worten malt sich doch das allgemeine Ge-

fühl stummer Verbitterung und fast scheint es, als zitterte fernes Wetterleuchten in den Augen.

Aber wie gesagt, es war Scheiger keineswegs Ernst mit dem allorts mitgetheilten Entschlusse, er täuschte sich in seiner Kraft, er mußte schreiben, wie die Lerche singt, der Drang, sich mitzutheilen, war mächtiger in ihm, als die ihn peinigenden Gewalten. Aber die letzteren hatten doch Macht genug, ihm die Existenz in Dalmatien vollends zu verleiden und so gelangte er mit Einbuße am Range, aber namhafter Verbesserung seiner Einkünfte nach Venedig. Das war ein unglücklicher Tausch für ihn, da wurde es nur zehnmal schlechter. Ja, die Bedrückung ging so weit, daß seine wissenschaftliche Beschäftigung in freier Zeit sehr unangenehm gerügt wurde; später machte man kurzen Proceß und verbot ihm geradezu jede literarische Thätigkeit.

Während der Staat nach außen von einer Gloriole umgeben erglänzte, verdüsterte sich der Horizont im Innern, während die Regierung mit allen Mitteln die Bedeutung Oesterreichs im Staatenconcerte zu wahren bestrebt war, unterdrückte sie im Volke jene Kräfte, die diese Bestrebung hätten unterstützen können. Noch nie ist eine gefährliche Opposition aus so harmlosen Anfängen erwachsen wie in Oesterreich von 1815 an. Diese gutmüthigen scherzenden Realisten in Wissenschaft und Kunst drückten die schlaftrunkenen Romantiker lachend zur Seite und begnügten sich einfach damit, dem Volk sein eigenes Bild im Spiegel zu zeigen. Es ist nicht zu leugnen, in dem ganzen Streben des jungen Oesterreichs lag ein kleiner Styl; wie überall dort, wo eine Volkskraft sich nicht voll entfalten kann, aber die Wirkung auf die Seelen war doch eine tiefe.

Ihren festesten Halt hatte die realistische Strömung im Bürgerthume, ja in diesem gerade der gebildetste wohlhabenste Theil, der in der Zeit nach den Befreiungskriegen auch zu gesellschaftlicher Bedeutung herangewachsen war. Doch auch die Bewohner der fernsten Waldthäler wurden rasch inne, wie sehr sie in den Städten zu Ansehen gelangt waren, bald klangen auch die lieblichen Volksweisen von Achenthal, von der Drau und von der grünen Steiermark von Jubel begrüßt in den glänzenden Salons der Kaiserstadt.

Es wäre weit gefehlt, zu vermuthen, hinter den heiter auftretenden Realisten sei die gesammte geistige Kraft des deutschen Oesterreichs gesteckt. Nichts weniger als das, im Gegentheile, ein großer Theil verzettelte sich in theils niedrigen, theils unbedeutenden Bestrebungen. Der Oesterreicher und speciell der Wiener ist mit seinen Gütern, auch

mit den geistigen, nie haushälterisch gewesen; er empfand lebhaft das Bedürfniß nach geistiger Beschäftigung, da fanden sich auch die Gaukler ein vom Schlage Saphir's u. A., die mit dem Temperamente des Volkes unerhörten Unfug trieben. Einem Dämon vergleichbar tauchte Nestroy auf, mit seinen zahlreichen dramatischen Werken. Es war ein Realismus, aber der niedrigsten Art, der da von der Bühne herab in Wort und Geste erschien, die edelsten Regungen des Menschenherzens wurden zu Blasphemien, das unverfänglichste Wort zur gemeinen Zote, endlich steigerte sich der Hexensabbath zur vollsten Selbstverhöhnung und das leicht erregbare Volk ersah in der unheimlichen Gestalt des Schöpfers dieser fragwürdigen Poesie seinen Liebling. Der Regierung aber kam Nestroy wie gerufen, für sie bildete die neue Wiener Posse, dieses ekelhafte Zerrbild der Wirklichkeit ein Sicherheitsventil, was verschlug es auch, wenn dabei der Geschmack für alles Schöne und Edle auf das tiesste geschädigt wurde?

Wir schließen unsere Studie an einem Zeitpunkte im Leben Scheiger's, in dem die dichten Wolken sich verzogen, welche sich über unser Vaterland gelagert hatten. Es ist bemerkenswerth, daß mit diesem Zeitpunkte auch die Verhältnisse Scheiger's sich zum Besten wendeten. Dem alten System mußte er mit seinem unbeugsamen Wesen und seinem strengen Rechtlichkeitsgefühle stets unbequem erscheinen, dem neuen wurde er die tüchtigste, verläßlichste Kraft. Scheiger wurde zum Postdirector in Graz ernannt und wirkte an dieser Stelle bis zum Jahre 1867 mit allseits anerkanntem Verdienste.

Nicht diese glücklichere Zeit ist es, die wir uns zur Betrachtung erwählt haben, sondern die überaus schwierige Zeit seiner Jugend, in welcher das Talent nur im steten Ringen sich zu behaupten vermochte. Sie steht einzig da in der Geschichte Oesterreichs. So lange der Staat bestand, hatte er keine, dem äußerlichen Auftreten nach, so starke Regierung und gerade unter diesem Regimente, trotz aller Strenge, bildete sich eine Macht im Volke heraus, die dem damaligen Systeme am bedrohlichsten erscheinen mußte: „Die öffentliche Meinung". Was nützten alle drakonischen Maßregelungen, was eine unglaublich rücksichtslose Censur, um die Gedanken im Zaume zu halten? Die letztere hätte jede Aeußerung im Volke ersticken müssen, um sich von der drohenden Gefahr zu schützen, das war unausführbar. Was ihr zwischen den Fingern durchlief, genügte, um Bedenken hervorzurufen; einem Systeme ist entweder Alles gefährlich oder Nichts — so begann der Zwiespalt; er war folgenschwer in seinem Verlaufe, es liegt eine große Lehre in der Geschichte.

Die Geschichte von Abbazia.

Von P. v. Radics.

Die glanzvollen Feste, welche in den jüngsten Ostertagen zu Ehren eines hohen Curgastes, der Frau Kronprinzessin Erzherzogin Stephanie, an der „Riviera Oesterreichs", an dem lorbeerumrahmten Strande von Abbazia gefeiert wurden und welche diesen durch den Scharfblick des Generaldirectors der Südbahn Herrn Friedrich Schüler begründeten wunderbarschönen Winter- und Sommercurort mit einem Schlage allgemein bekannt und populär gemacht, diese glanzvollen Feste brachten — selbst das neueste goldumrandete Blatt in Abbazia's Chronik füllend — längstverschollene Geschichten uns in Erinnerung, die wir über die alte einst hier gestandene Benedictinerabtei San Giacomo al Palo, das heutige Abbazia, in vergilbten Urkunden und Chroniken, zum Theile in einer Zeit schon gefunden, wo an die heutige Pracht und das heutige Treiben in den Hôtels und Villen in der Bucht von Priluka noch kein Sterblicher zu denken gewagt hätte! Wohl ward in den Tagen, da ich von einem liebwerthen väterlichen Freunde, dem damaligen Commandanten von Fiume Generalmajor Hablitschek geleitet, die Villa Angiolina des Herrn v. Scarpa zu besuchen Gelegenheit hatte — es war dies in den Fünfzigerjahren — schon der Park von Abbazia seitens der Anwohner von Fiume als eine „Sehenswürdigkeit" gerühmt und doch, was war dieser Park von damals im Vergleiche zu dem von heute, wie ihn die Südbahndirection zu einem wahren Eden neugestaltet.

Doch halt — Eines läßt sich noch heute in diesem Muster modernen Parkwesens als historische Eigenthümlichkeit nachweisen, welche

Jahrhunderte zurückreicht, nämlich die Uranlage durch die Benedictinermönche von Abbazia, wie man solche bei aufmerksamer Verfolgung der Parkwege nachzuweisen im Stande ist, und wir wissen der heutigen Besitzerin, der Südbahngesellschaft, nur aufrichtig Dank für dies pietätvolle Festhalten des charakteristischen Grundplanes in dem von ihr horticulturell so vollendet umgeschaffenen alten Klostergarten.

* * *

So lauschig lugt aus dem Immergrün der nächsten Umgebung und aus üppigst prangenden Rosenhecken ein altes kleines Kirchlein „San Giacomo al Palo", „San Giacomo della Priluka", „St. Jacob am Stöckchen" — wie es in den alten Urkunden abwechselnd genannt wird — hervor, heute mitten unter den es riesig überragenden Hôtelbauten gelegen. Es repräsentirt dieser alte Kirchenbau gleichsam die letzten Reste des ehemals hier bestandenen Benedictinerklosters gleichen Namens, das gemeinsam mit den übrigen Benedictinerniederlassungen in Istrien in den ersten Epochen seines Bestandes nicht wenig von den Seeräubern und nachher von der Pest zu leiden hatte.

Als die ersten bisher urkundlich nachweisbaren Aebte von San Giacomo della Priluka erscheinen Abate Radman, ein Deutscher (1449) und Abt Giacomo (1453).

Interessant ist eine Bulle Papst Nicolaus V. (eben aus dem Jahre 1453) gerichtet an den Abt des Klosters St. Michael von Pola und erhalten in dem Stadtarchive von Fiume unter den Acten des aufgehobenen Fiumaner Augustinerklosters. Dieselbe besagt, daß der Abt Giacomo und der Convent von San Giacomo della Priluka des Ordens vom heiligen Benedict unter der Diöcese von Pola die Hülfe des heiligen Stuhles angerufen haben gegen einige Uebelwollende welche sich verbrecherischerweise Besitzthümer des Klosters, darunter auch Häuser (case), angeeignet haben,böswillig zurückhalten und auch weder an den Abt noch an den Convent eine Rückerstattung in irgend einer Art leisten wollen. Daraufhin ordnet der Papst an, daß gegen diese Uebelthäter auf kirchlichem Wege vorgegangen und so dem Kloster Genugthuung geleistet werde.

Als Nachfolger des Abtes Giacomo erscheint zunächst ein Abt Symon, der im letzten Jahre seiner Herrschaft 1506 an der Kirche, wie sie heute vor uns steht, noch Neuherstellungen vorgenommen hat, denn auf dem Thürstock des Hauptportales lesen wir die Inschrift:

1506 die 21 Julij Symon Abbas fieri fecit, was zusammengehalten mit der Thatsache, daß 1507 Kaiser Maximilian I. seinen Secretär Lucas de Renaldis die Abtei St. Jacob verlieh, es ergiebt, Abt Symon habe in diesem Jahre der Abtei nicht mehr vorgestanden.

Die Uebertragung der Benedictinerabtei San Giacomo della Priluka an Lucas de Renaldis durch den Kaiser geschah rasch nacheinander zweimal (unterm 1. und 7. October 1507);*) in der zweiten Urkunde ordnet Kaiser Max es ausdrücklich an, daß dem Renaldis der Besitz von San Giacomo nur dann einzuantworten sei, wenn nicht ein anderer denselben bereits übernommen habe und darauf päpstlich investirt sei.

Nach de Renaldis wird uns urkundlich als Abt Johann Becharich genannt**) und dieser scheint der letzte Benedictinerabt in Abbazia gewesen zu sein, denn die häufigen Einfälle der Türken und Venetianer veranlaßten die Benedictiner von Abbazia, diese ihre Stätte zu räumen.

Nach dem Abzuge der Benedictiner erhielt die Abtei und den dazu gehörigen Besitz ein einfacher Säcularpriester Nicolo Donatovich, der außer der kaiserlichen Präsentation auch die Investitur durch den Bischof von Pola erhielt. Obschon Donatovich landesfürstlich präsentirter Abt war, wurde er doch — wie Aufzeichnungen desselben Archidiakonatsarchivs in Fiume bezeugen — durch den Hauptmann von Fiume und Castua vertrieben und an seine Stelle kam gleichfalls wieder ein Säcularpriester, ein gewisser Tomaso Achcich. Becharich, Donatovich und dieser Achcich füllen in ihrer Aufeinanderfolge die Epoche von 1508 bis 1544 aus.

Schon hatte die Kirchenreformation auch bis nach Istrien ihren Wellenschlag getrieben und frühzeitig waren der Lehre Luther's auch in diesen südlichen Gegenden eifrige Anhänger erstanden.

Ja dieser Bewegung haben wir wohl die Amovirung des Donatovich zuzuschreiben, die, wie bereits angedeutet, keineswegs in friedlicher Weise erfolgte. Unter ihm sowie unter seinem Nachfolger hatte aber auch die „Alienation", die Verschleuderung der Stiftsgüter, worüber spätere Vorsteher von Abbazia dann so arge Klage führten, statt.

Wohl erfreute sich die Vergebung eines unbebauten Grundes in Abbazia an Nicolo Rossovich in Fiume um 12 Lire jährlichen Erb-

*) Urkunde des geh. Haus-, Hof- und Staatsarchivs in Wien.

**) Archiv des Archidiakon von Fiume, „Abtes von St. Jacob".

pacht (1538) und die weitere Vergebung eines dem Abte von Abbazia gehörigen Hauses in Fiume an Anton Rossovich (1539) um 16 Lire jährlichen Erbpacht der Bestätigung seitens Kaiser Ferdinand I. (1545 und 1553),*) doch was „ohne landesfürstliche Bestätigung" von dem Besitze Abbazia's wegverkauft worden, darüber erhalten wir im Allgemeinen nur Kunde aus den bereits angedeuteten und weiter unten folgenden „summarischen Beschwerden".

Harte Tage sah Abbazia, nachdem der zum Bischof von Zengg ernannte Franz Zivkovic (um 1550), der von Rom aus lange auf seine Investitur warten mußte, von Kaiser Ferdinand I. außer anderen Beneficien auch den Besitz von Abbazia erhalten hatte (3. März 1552), das aber Ferdinand bald darauf, und zwar noch bei Lebzeiten des Bischofs, weiter vergab. Die Sache kam so. In der Hauptstadt von Krain, in Laibach, hatte sich die Nothwendigkeit der Errichtung eines Spitals herausgestellt und der Landesfürst erkannte hiefür als besonders tauglich das Kloster der PP. Augustiner bei St. Jacob (heute Stadtpfarrkirche); er hob dieselben daher auf und versetzte sie nach Fiume zu ihren dortigen Ordensbrüdern, „dafür haben Wir" — heißt es in der betreffenden Zuschrift des Regenten ddo. Wien, 29. October 1555**) — den Ordensleuthen (zu St. Veit am Pflaumb [Fiume]), die Abtey zu St. Jacob am Stekhen neben St. Veit am Pflaumb am Möhr gelegen mit allen derselben Einkhumben an Wein und getraidt, Zinß, Zehent, Gründt und Poden vnd aller zurgehörung auf Ebig, (doch nach absterben unsers andächtigen lieben getreuen Francisco Sischovitsch Bischouen zu Zeng, alß der diese Abtey sein lebenlang unverändert und ungeschmälert zu genießen hat) eingeben, also daß sich berührt Ordensleut derselben Abtey nach jeztgemelten Bischofsabgang oder sobald wir den Bischof in anderweg dafür versehen, selbst vnderfahe." Auch bewilligte Ferdinand den Klosterleuten „gnädiglich, daß sie die Nutzung obangereg'ter Abtey an Wein und Getreide in Ihr Closter so sin vnser Stadt St. Veith am Pflawmb ligt führen, einfechsen und versilbern mögen."

Diese letzten Bestimmungen in dem landesfürstlichen Briefe weisen auf ansehnliche Einkünfte an Wein und Getreide hin, so das Kloster der Augustiner in Fiume aus der Abtei Abbazia ziehen konnte, wenn vom „Versilbern" (Verkaufe) derselben gesprochen werden konnte.

*) Stadtarchiv von Fiume (Augustiner-Acten).

**) Landsch. Archiv in Laibach.

Aber nicht allein Wein und Getreide zog der Augustiner-Convent aus Abbazia in beträchtlicher Menge, auch die zur Abtei gehörigen Waldungen waren keine schlechte Einnahmsquelle. Und wegen dieser Waldungen eben kam es gar bald zum Streite mit dem Mitbesitzer, dem Bischofe von Zengg. Schon ein Jahr nach der erhaltenen Schenkung (1556) beschwerte sich der Augustiner-Prior von Fiume Giovanni Primosich bei Kaiser Ferdinand I. darüber, daß der Bischof Zivkovich einige Besitzungen von San Giacomo wegverkauft habe und auch die Wälder ausschlagen ließ.

Die auf solche Wahrnehmungen hin von den Augustinern selbst vorgenommenen Revisionen des Besitzstandes führten den nächsten Prior der Augustiner, Bartholomeo de Frigidis, zu der Entdeckung und zur Beschwerde (1560), daß die Aebte in den letzten 50 Jahren mit dem Gute von San Giacomo della Priluka arg gehaust hatten, namentlich die Aebte nach dem Abzuge der Benedictiner. Es wurde constatirt, daß diese Aebte namentlich an ihre Eltern und Freunde viele Weingärten und Ackergründe verschleuderten und den Rest der Klosterbesitzungen wüst hatten liegen lassen.

Auch der „weltliche Arm" der benachbarten Behörde von Castua hatte in diesen Tagen weidlich in das Klostergut gegriffen; es wurden die „Rechte" von Castua auf Abbazia bedeutend erweitert.

Diese „Rechte" bestanden nach einem alten Statutenbuche von Castua darin: am Tage San Giacomo muß der Abt von San Giacomo (Abbazia) der Communalgarde von Castua einen Eimer Wein, einen Viertel Ochsen und 12 Brode reichen (Cap. 27); am Christi Himmelfahrtstage, da die Castuaner mit der Procession, das Kreuz voran, daherkommen, muß ihnen der Abt (von Abbazia) einen Eimer Wein und jedem ein Brod geben (Cap. 28); an einem zu bestimmenden Tage zwischen Michaeli und Martini (29. September bis 12. November) haben die Castuaner die Freiheit, in Abbazia die Kastanien einzusammeln (Cap. 49); der Abt ist verpflichtet, dem Richter und dem Hauptmann*) von Castua Jedem eine Star Kastanien zu geben gegen dem, daß diese verhalten sein sollen, dem Kloster gegen Jedermann Hülfe zu leisten, der es wagen wollte, in den Kastanienwäldern einen Schaden anzurichten (Cap. 50) und am Tage San Giacomo erhält der Hofrichter („dvornik") von Castua von jedem Gasthause

*) Satnico = Hauptmann über 100 Mann.

(osteria) in Abbazia vier Soldi und von einem Haufen Kirschen einen Korb voll.

Ueber diese „Rechte“ hinaus begannen jedoch die Castuaner zu greifen, nachdem Bischof Zivkovic 1560 gestorben und der Convent der Augustiner von Fiume in den Realbesitz der Abtei gelangt war. Nach und nach maßten sie sich, nachdem Streitigkeiten wegen der Abhängigkeit der Abteikirche als Filiale der Pfarrkirche von Castua vorausgegangen waren, auch die Gerichtsbarkeit über die Unterthanen von „Abbazia“ an, sowie der Hauptmann von Castua in Gemeinschaft mit Fiume das ausschließliche Recht des Thunfischfanges im Hafen von Priluka arrogirte. Wir finden eine diesbezügliche Klage des Priors Klobucaric an den Erzherzog Karl, Regenten von Inneröstereich (Steiermark, Kärnten und Krain mit Inbegriff von Istrien) vom Jahre 1578.

Immer mehr spitzten sich diese Differenzen zwischen Castua und Abbazia zu, bis es am Festtage des St. Jacob 25. Juli 1579 zum völligen Bruche kam. Es wollte nämlich diesmal bei dem „Kirchweihfeste“ der Vicar von Fiume als Delegirter des Priors und Conventes der Augustiner und der Bewohner von Fiume den Tanz eröffnen, dem widersetzten sich aber der Richter und der Kanzler von Castua, indem sie sich auf das „Recht“ der Castuaner beriefen, hier den ersten Tanz zu haben. Die Fiumaner remonstrirten, als dies aber nichts fruchtete, so zogen sie, ohne ferner an dem Feste theilzunehmen, ab und heimwärts. Mit diesem Abzuge der Fiumaner endete aber auch von diesem Jacobtage des Jahres 1579 an eine alte Gewohnheit, ein schönes Volksfest, das bisher in gemüthlicher Weise die Bewohner von Fiume und die von Abbazia und Umgebung einmal im Jahre vereinigt hatte. Die Fiumaner zogen nämlich von da ab an dem genannten Festtage Morgens nicht mehr wie bisher bis Abbazia, sondern sie kürzten nun diesen ihren Festtagsausflug um die Hälfte ab, sie zogen nämlich nur mehr des Nachmittags aus Fiume bis Recice und nun war auch des Jubels und der Freude hier nicht mehr so viel als vorher, wo Recice des Abends das Rendezvous der aus Abbazia Heimkehrenden und der ihnen aus Fiume entgegengerückten Eltern und Freunde gewesen war und wo der hohe Festtag San Giacomo bis in die sinkende Nacht, ja oft diese durch bis zum grauenden Morgen gefeiert worden war, bei Gelag, Sang und Tanz, dem slavischen Tanze „Kolo“ und dem noch an die griechischen Tänze erinnernden Reigentanz der Insulaner, beim Klange

der „Tamburica“ und dem Brummen des Dudelsackes (contadini ballavano al suon del tororò).*) Der „erste Tanz“ bei der Kirchweih in Abbazia blieb aber fortan dem Hauptmann von Castua — dies bezeugt noch der Chronist Valvasor (1689) in seiner „Ehre des Herzogthums Krain“.

Ueber die Ausdehnung von Abbazia am Ende des 16. Jahrhunderts giebt uns eine Beschwerde der die Abtei besitzenden Augustiner von Fiume vom Jahre 1584 Kunde, um welche Zeit Abbazia mit einer jährlichen Steuer von 50 Gulden belegt erscheint, während Castua nur 20 Gulden in die landschaftliche Cassa von Laibach (da Istrien, wie schon bemerkt, in dieser Epoche zu Krain gehörte) zu reichen hatte. Gegen diese „unverhältnißmäßige“ Besteuerung remonstrirten die Augustiner Namens ihres Besitzes von San Giacomo della Priluka, indem sie hervorhoben, „daß dies mit Rücksicht auf die geringe Ausdehnung von Abbazia — 500 Schritte in der Länge und 150 Schritte in der Breite — und mit Rücksicht auf die geringe Anzahl der Einwohner — 13 Bauern, sämmtlich arm, eine große Ungerechtigkeit sei, wenn man dagegen bedenke, daß Castua mit seinen 500 Einwohnern nur 20 Gulden Steuer zu bezahlen habe.“**)

Am Beginn des 17. Jahrhunderts ward Abbazia und Umgegend wieder von den Türken (1600) und von den Venetianern (1611) arg bedrängt.

Die Augustiner von Fiume behielten die Abtei San Giacomo della Priluka bis zum Jahre 1723 (10. April), unter welchem Datum sie dieselbe um den Preis von 2650 Gulden an das Seminar der Jesuiten in Fiume verkauften. In dem Besitze der Gesellschaft Jesu blieb die herrlich gelegene Abtei jedoch vorläufig nur 12 Jahre, indem das Jesuitenseminar Abbazia 1735 (26. Mai) mit dem geringen Nutzen von einigen hundert Gulden um die runde Summe von 3000 Gulden an den Grafen Johann Ciculini verkaufte, der sie gleich im nächsten Jahre dem Eremiten Kollarich von Cirkvenice zum Nutzgenusse überließ, für welchen Papst Clemens XII. den der Abtei von früher her „anklebenden Infulgebrauch“ wieder gewährte.

Von 1738, in welchem Jahre Graf Ciculini die Abtei San Giacomo della Priluka dem Collegiatcapitel von Fiume geschenkt, bis 1750 blieb dieses im Besitz von Abbazia, doch die steten Streitigkeiten mit Castua bewogen gar bald das „Capitel“, sich dieses Besitzthums wieder

---

*) Freundliche Mittheilung des Herrn Hofrathes Kobler an den Verfasser.
**) Archiv der krain. Landschaft in Laibach.

zu entäußern, und sie verkauften die Abtei (1750) an das Collegium der Jesuiten in Fiume um den Preis von 2500 Gulden; die Jesuiten kauften demnach Abbazia um die gleiche Summe wie das erste Mal, da sie in den Besitz der insbesondere für ihre Zwecke als Recreationsstätte so prächtig geeignete Abtei gelangt waren.

Nun behielten die Jesuiten die Abtei St. Jacob am Meere bis zu der 1773 erfolgten Auflösung des Ordens. Ein Jahr darnach — am 4. des Herbstmondes 1774 — „legte die Kaiserin-Königin Maria-Theresia Abbazia dem Archidiakon von Fiume Peter Franz Svilohossi von Jurkovich und seinen Nachfolgern mit allen Gerechtsamen und Ehrenzeichen auf ewige Zeiten bei". „Bey allem dem" — schreibt der ebengenannte Archidiakon selbst in Marian's „Austria sacra" — „sind dennoch die Einkünfte desselben gar nicht beträchtlich und belaufen sich zusammen höchstens auf 500 bis 600 Gulden, indem die ihm an die Jesuitencasse gemachte Anweisung pro 1000 fl. als jährliche Zugabe wegen der infulirten Abtey (St. Jacob) ihren Endzweck nicht erreichen konnte, weil ja diese Casse selbst nicht zureichend war." Außerdem war der Archidiakon verpflichtet, zum Kirchendienst in Abbazia einen Caplan zu bestellen. Noch heute führt, wie schon oben angedeutet wurde, der Archidiakon von Fiume den Titel eines Abtes von St. Jacob. Ein lateinisches Chronographikon an der Kirche von Abbazia (über dem Portal) besagt, daß dieses liebliche Gotteshaus 1793 renovirt worden.

Das Innere der Kirche birgt die Ruhestätte der Familie von Scarpa, derjenigen Besitzer von Abbazia im engeren Sinne, der „Villa Angiolina" nämlich, die im Laufe unseres Jahrhunderts durch die Verschönerung des alten Benedictinerklostergartens, durch die Ausbildung desselben zum Parke den Grund gelegt zu dem heutigen, mit den schönsten „Königsgärten" rivalisirenden Parke von Abbazia, in dessen Lug in's Meer aus Lorbeerrahmen wir still und ruhig gedenken können der alten längst verklungenen Tage von Abbazia als Benedictinerabtei, als Augustinerkloster, als Pauliner-Eremitage, als Jesuitenrecreation, als Festort der Castuaner und Fiumaner. Und den Charakter als Festort hat Abbazia wieder gewonnen — und kein Mißton mag die Feste fürder hier stören — seit es in den Besitz der Südbahngesellschaft gelangt ist, die hier — dank der energischen, thatkräftigen und umsichtigen Leitung ihres trefflichen Generaldirectors — in einem Lustrum eine Reihe von mit allem Comfort ausgestatteten Bauten zur Herstellung eines bereits ebenso beliebten Winter- als

Sommercurortes aufgeführt hat, ja die es verstanden hat, heute schon Abbazia zur Lieblingsstätte der Wiener Gesellschaft umzuschaffen, an die sich mehr und mehr auch schon jener Kreis von Bade- und Curgästen aus allen Theilen der Welt zu schließen beginnt, der jedem Curorte den internationalen Charakter verleiht, den Charakter des Weltcurortes. Abbazia ist heute schon der Krystallisationspunkt der „österreichischen Riviera", die sich nach rechts und links von den ebenso luxuriös als praktisch ausgeführten Hôtelbauten im Bogen des entzückend schönen Strandweges von Voloska-Abbazia-Ika-Lovrana dahinstreckt, die schon mit reizenden Villenanlagen vornehmer Freunde des jungen Weltcurortes zum Meer hinabsteigt und rückwärts die Höhen hinanklimmt, allüberall zwischen Lorbeerwäldern und Rosenhecken Heimstätten friedlicher Menschen gründend, die mehr und mehr Wohlstand bringen werden dem gottgesegneten Erdstriche, der nach seiner ganzen Naturanlage solche Hebung und Förderung bestens verdient.

Und wie die Südbahngesellschaft den noch heute im Parke der Villa Angiolina nachweisbaren Spuren der Culturarbeit der alten Benedictinermönche an diesem entfernten Meeresstrande gefolgt ist und solchen mit frischer Hand in das völkerverbindende und völkerverknüpfende moderne Netz des Schienenstranges und der Heilorte der Welt einbezogen hat, so folgte der Südbahn willig auf dem Fuße in Förderung der allgemeinen Zwecke der Menschheit die „Gesellschaft" als solche und zur Förderung der Erforschung und Popularisirung auch dieses Erdstriches, seiner vielfachen Vorzüge und Schönheiten der so rührige „Oesterreichische Touristenclub", der allseitig die Wege öffnend und bessernd auch hier seine ebenso social wichtige als menschenfreundliche Tendenz mit Aufgebot aller seiner Kräfte verfolgt, der anläßlich der Eröffnung der „Stephanie-Schutzhütte" auf dem benachbarten Monte maggiore (Ostern 1887) im Vereine mit dem Wiener Männergesangvereine jene glanzvollen Feste zu Ehren unserer Kronprinzessin veranstaltete, welche eine neue Aera in der Geschichte von Abbazia inaugurirten!

Die Kunst in Ungarn.

Von Franz Pulszky.

Die bildende Kunst erblüht weder auf dem Dorfe, noch in den Castellen des Adels und seinen Ritterschlössern, selbst an den fürstlichen Höfen bleibt sie eine Treibhauspflanze, denn sie findet den ihr zusagenden Boden blos in den freien Städten, als die schönste Frucht des Bürgerthums. Im Osten und Norden Europas, wo sich das Städtewesen nie bedeutend entwickelt hat, suchen wir daher vergebens einen nationalen Styl der Architektur, der Sculptur oder der Malerei. In Ungarn und Polen, auf der skandinavischen Halbinsel, in den baltischen Provinzen und in Rußland ist die Kunst eine aus dem Westen importirte Zierpflanze, die sich erst jetzt acclimatisirt.

Französische Mönche haben den Spitzbogenstyl in Ungarn eingeführt; italienische Maler kamen unter den Anjoukönigen aus Italien zu uns; auf einem Grabstein der Ofner Krönungskirche lesen wir den Namen eines „Johannes Pictor Regis", unter der Kalktünche der Velemérer Kirche finden wir auf Fresken des 14. Jahrhunderts den Namen des Malers Aquila, wohl eines Italieners, der aber schon mit den ungarischen Sitten wohl bekannt war, denn auf dem Bilde der heiligen drei Könige bietet ein Mann mit kumanischem Hute dem Kutscher des alten Königs, der soeben vom Wagen abgestiegen war, um kniend seine Gaben dem Christuskinde darzubieten, seine weingefüllte Feldflasche an, der daraus einen herzhaften Zug thut. Aus derselben Zeit und dem 15. Jahrhundert finden wir noch viele Fresken in den Kirchen Siebenbürgens und des östlichen Ungarns, auf welchen

besonders die Legende des heiligen Ladislaus sich oft wiederholt, wie der heilige König, mit seinen Rittern in der Schlacht von Cserhalom gegen die pfeilschießende Reiterei der Kumanen anstürmend, dem Häuptling nachsetzt, der eine ungarische Jungfrau geraubt hat, ihn erreicht, im Zweikampf mit Hülfe des Mädchens besiegt und tödtet und dann ruhig im Schoße der Geretteten einschläft. In allen diesen Fresken erkennen wir den italienischen Einfluß, der durch die Humanisten und die Heirath des König Mathias Corvinus mit der Prinzessin Beatrice von Arragonien sich am Hofe von Ofen geltend machte, für welchen selbst bedeutende italienische Künstler in Anspruch genommen wurden. In den Städten Oberungarns dagegen und auf dem Königsboden in Siebenbürgen begegnen wir dem deutschen Einfluß. Wandernde Malergesellen schmücken den Altar der Kirche von Bartfeld mit Gemälden, in denen sie die Kupferstiche Martin Schön's copiren; auf dem Flügelaltare des Kaschauer Domes glaubt Dr. Henszlmann die Hand Wohlgemuth's und seiner Schule zu erkennen. In Hermannstadt nennt sich auf dem bedeutenden Frescobilde der Kreuzigung der Maler Johannes de Rosnavia, also ein heimischer Künstler.

Diese vielversprechenden Anfänge wurden aber durch zwei Jahrhunderte von Bürgerkriegen und türkischen Eroberungszügen unterbrochen, während welcher das Kunstgefühl verwilderte. Die lebensgroßen Bildnisse seiner Zeitgenossen, welche der Palatin Fürst Eßterházy unter Leopold I. zum Schmucke seines Schlosses in Forchtenstein malen ließ, sind in Auffassung, Zeichnung und Colorit von unglaublicher Rohheit, und doch müssen wir annehmen, daß der Fürst zum Porträtiren seiner Verwandten und Freunde die besten Kräfte in Anspruch nahm, die ihm zu Gebote standen.

Im 18. Jahrhundert ist Kupeczky zwar stolz auf seine ungarische Abstammung, aber er lebt und malt im Auslande, während in Ungarn selbst die Kunst erstirbt. Die Kirchen, welche Maria Theresia bauen oder restauriren ließ, werden durch Wiener Künstler ausgeschmückt, die ungarischen großen Herren ziehen nach Wien und werden Höflinge, denen es nicht mehr einfällt, die Kunst im eigenen Vaterlande zu pflegen.

Erst als nach den französischen Kriegen der nationale Geist wieder zu erwachen beginnt, unterstützen einige Magnaten aufkeimende Talente, damit sie an der Akademie der bildenden Künste in Wien und in Italien sich zu Künstlern ausbilden. Doch der Bildhauer Ferenczy, der im Atelier Canova's einige recht hübsche Arbeiten gemacht hatte, entsprach

bei seiner Rückkehr in Ungarn den Erwartungen seiner Gönner in sehr geringem Maße. Er blieb ein chauvinistischer Streber mit hochfliegenden Plänen, die er durchzuführen nicht im Stande war. Statt des carrarischen Marmors benützte er für seine Werke den siebenbürgischen, er wollte eine Bronzegießerei einrichten, und als es ihm nicht gelang, große Aufträge zu erhalten, zog er sich in sein Vaterstädtchen Rimaszombath zurück. In seinen nüchternen Büsten gelang ihm wohl die Porträtähnlichkeit, aber es fehlte das Leben in ihnen und die künstlerische Durchbildung.

Die Kunstmäcenaten jener Zeit: Baron Brudern, Graf Andrássy, die Grafen Károlyi und Herr v. Fejérváry, waren glücklicher mit ihrem Malerprotégé Karl Marko, der als junger Ingenieur durch seine Bilder aus der aggteleker Höhle ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Mit einer Pension von diesen studirte er einige Zeit lang in Wien, zerwarf sich aber bald mit seinen Professoren auf der Akademie und mit seinen Gönnern in Pest und reiste nach Rom, wo seine idealen Landschaften im Style Claude Lorrain's sehr bald allgemeine Anerkennung fanden und ihm später die Gunst des Großherzogs von Toscana verschafften, für dessen Privatgemächer im Palaste Pitti er mehrere große Landschaften malte, die das Publicum nie zu Gesicht bekam. Seine kleinen, sorgfältig ausgeführten, von einem idealen Hauch beseelten Landschaftsbilder, denen die gelungene Luftperspective einen besonderen Reiz verleiht, erreichen bei den Auctionen noch immer bedeutende Preise. Wir finden sie häufig in den Sammlungen österreichischer und ungarischer Kunstliebhaber. Es fehlt ihnen aber der individuelle Charakter, die Naturwahrheit. Karl Marko lebte und starb in Italien, wir finden in seinen Werken keinen nationalen Zug. Für Ungarn ist er nur insofern wichtig, daß unser bedeutendster Landsmannmaler Anton Ligeti sein begabter Schüler war.

Daniel Böhm aus Kirchdrauf in Zipsen gebürtig, Kaufmannslehrling in Miskolcz, war eine wahre Künstlernatur, dem es durch die Unterstützung des Grafen Fries in Wien gelang, sich einige Jahre lang in Rom erhalten zu können, wo er in den Zwanzigerjahren sich der Nazarenerschule Overbeck's anschloß und katholisch wurde, dabei aber nicht nur die Denkmäler des classischen Alterthums, sondern auch die zu jener Zeit noch vernachlässigten Denkmäler des christlichen Mittelalters mit seiner durch den feinsten Kunstsinn geläuterten und geschärften Beobachtungsgabe sorgfältig studirte und auf diese Art ein ausgezeichneter Kunstkenner wurde. In seinen späteren Jahren liebte er es, seine

vielseitigen Erfahrungen und treffenden Bemerkungen einem kleinen Kreise von jungen Kunstfreunden — darunter dem Baron Sacken, dem Grafen Festetics, Dr. Eitelberger, Dr. Henßlman und dem Schreiber dieser Zeilen — umgeben von den bedeutenden Kunstwerken, die er gesammelt hatte, freundlich mitzutheilen und sie zu lehren, wie man die Denkmäler der Kunst aller Zeiten und Nationen sehen und schätzen solle.

Er beschäftigte sich hauptsächlich mit der Kleinkunst. Als er gegen das Ende der Zwanzigerjahre nach Wien zurückkehrte, konnte ihm der Verfall der Kunst des Stempelschneidens nicht entgehen. Er gravirte daher einige Medaillen und als die Beamten der Münze 1830 erklärten, sie seien nicht im Stande, die Krönungsmünzen und Medaillen bis zum Tage der ungarischen Krönung Ferdinand's V. zu verfertigen, wurde dieser Auftrag ihm zu Theil, und als er ihn zu völliger Zufriedenheit erfüllte, ward er zum Hofmedailleur, später zum Director der von ihm eingerichteten Münzgraveur-Akademie ernannt, in welcher er die jetzige Generation der Wiener Münzgraveure bildete. Sein Sohn Joseph ist jetzt der beliebte Bildhauer der englischen Aristokratie, doch auf die Kunst in Ungarn hatte Böhm keinen directen Einfluß.

Hier war es der Siebenbürger Nicolaus Barabás, ein tüchtiger Porträtmaler, der die Kunst wieder populär machte. In der Mitte der Zwanzigerjahre kam er nach Pest, das er seitdem nicht für längere Zeit verließ. Als die Gesellschaft der Künstler vor einem Jahrzehnte sein Malerjubiläum feierte und dabei seine Werke, soweit sie vereinigt werden konnten, in den Räumen des Künstlerhauses ausstellte, sahen wir die ganze Reihe der Bildnisse der bedeutendsten Männer der Reformepoche Ungarns vor uns; der Pinsel dieses Meisters überliefert ihre Gesichtszüge der Nachwelt. Noch jetzt wird er als der Patriarch der ungarischen Künstler hochgeachtet und freut sich des großen Fortschrittes, den seine Nachfolger seit einem halben Jahrhundert gemacht haben. Anton Ligeti, der Conservator der modernen Bildergalerie im Nationalmuseum, ist ein Schüler Karl Marko's. Er studirte die Natur längere Zeit in Italien, in Syrien und Palästina, wovon seine farbenglühenden orientalischen Landschaften, die bei den Ausstellungen von London, Paris, München und Wien die Aufmerksamkeit auf sich zogen, ein glänzendes Zeugniß geben. In neuerer Zeit malt er mit feinem Verständniß der Natur die ungarischen und siebenbürgischen Gebirgsgegenden und die unabsehbare Ebene des Alföld mit ihren Flüssen, Morästen und Kornfeldern.

Moritz Than und Karl Lotz sind die bedeutenden Frescomaler Ungarns, welche mit ihren Wandgemälden die Redoutensäle, den Fries im Stiegenhause des Nationalmuseums, die Kirche der Josephstadt und das Opernhaus schmückten und dabei noch manches historische Oelgemälde malten. Sie sind beide die Schüler Rahl's; Than stärker in Colorit, während die Composition von Lotz, besonders die des Plafonds der Oper, auf der Höhe der gleichzeitigen Kunst stehen und kühn den Vergleich mit den besten Künstlern des Auslandes aushalten. Than, der eine Italienerin geheirathet hatte, zog in neuerer Zeit nach Italien. Lotz ist als Professor an der Meisterschule in Budapest angestellt.

Von den ungarischen Malern, die im Auslande sich eine bedeutende Stellung und einen großen Namen erworben haben, nennen wir in erster Linie Michael Munkácsy, der auch in Paris an seiner ungarischen Nationalität festhält und dessen Werke ihn in die Reihe der bedeutendsten Künstler unserer Zeit stellen. Michael Zichy ist der beliebteste Maler des russischen Hofes, bedeutender in seinen Zeichnungen und Aquarellskizzen als in seinen Oelgemälden, in denen er philosophische Ideen darzustellen liebt. Seine Gemälde sind wahre Leitartikel, seine Zeichnungen und Illustrationen zeigen dagegen von einem hochgebildeten Geist, feiner Auffassung und durchgebildetem Kunstverständniß. Die Namen Wagner's und Lietzenmayer's sind in Deutschland wohl bekannt, sie sind eigentlich internationale Künstler, die mehr ihrem neuen als ihrem alten Vaterlande angehören. Dagegen ist Julius Benczúr, wohl der ausgezeichneteste Porträtist unserer Zeit, der selbst den Gesichtszügen des Ministerpräsidenten Tisza großartige Bedeutung aufzuprägen im Stande war, aus München nach Budapest zurückgekehrt, um als Director der Meisterschule die neue Generation ungarischer Künstler zu bilden. Er war ein Liebling des unglücklichen Königs von Bayern, in dessen Auftrage er Scenen aus der Zeit Ludwig's XIV. für die Lustschlösser im bayerischen Hochlande malte.

Madarász, in Paris gebildet, dessen Jugendwerke große Hoffnungen erweckten und der vorzugsweise historische Bilder aus der ungarischen Geschichte malte, hat nach dem Tode seines Vaters den Pinsel weggelegt und führt das ererbte Kaufmannsgeschäft mit vielem Geschicke. Bedeutend ist jedenfalls Székely, Professor an der höheren Zeichenschule in Budapest, sein grübelnder Verstand und seine fortwährenden Versuche, die Technik der alten Meister zu ergründen, thun einigen seiner Gemälde bedeutenden Abbruch. Das Auffinden der Leiche König Ludwig's II., im Herbste nach der Mohácser Schlacht, ist jedenfalls

seine bedeutendste stimmungsvolle Leistung, jetzt in der Galerie der modernen Bilder im Nationalmuseum. Seine Fresken im Mausoleum Deák's sind im Colorit weniger gelungen als in der schönen Composition.

Von der früheren Generation der Künstler nennen wir noch Pálik, dessen Thierstücke von der lebendigsten Auffassung Zeugniß geben und Vastagh, dessen gelungenen Porträts man es ansieht, daß er früher Photograph gewesen, daher mit minutiöser Genauigkeit zu malen gewöhnt ist. Als Landschaftsmaler zeichnet sich Mészölyi aus, der mit Vorliebe die Gegenden am Plattensee zum Gegenstand seiner Darstellungen wählt und in neuerer Zeit reizende kleine Bilder aus dem Geflügelhofe malt. Neben ihm zeichnet sich Spányi und Baron Mednyánszky aus.

Ein bedeutendes Talent ist Árpád Feszty, der sich in verschiedenen Zweigen der Malerei versucht, historische Landschaften, mythologische Fresken im Opernhause, im Foyer des Nationaltheaters und in Privatgebäuden, in neuerer Zeit Altarbilder. Er ist durch und durch ein ungarischer Maler, ebenso wie Aggházy, der Maler des ungarischen Landlebens, der besonders die verschiedenen Lichteffecte zu benützen sucht. Sein jüngstes gelungenes Gemälde wurde von Seiner Majestät für die Burg in Ofen angekauft. Roskovics malt Kirchenbilder, Telepi Landschaften mit Erfolg.

Einen bedeutenden Einfluß auf die Ausbildung der ungarischen Künstler hat die höhere Zeichenschule unter der Direction Gustav Keleti's, der selbst ein bedeutender Landschaftsmaler ist. Hier erhalten die Kunstschüler einen soliden Unterricht, die Ausgezeichneteren unter ihnen gewinnen Stipendien vom Staate, um in Wien, in München oder in der Meisterschule in Budapest ihre Studien fortzusetzen. Der Ruf Munkácsy's führt Manche unserer jungen Künstler nach Paris, wo sie im Atelier des Meisters sich einige Zeit beschäftigen, wie Karlovszky, Révész, Temple u. A. Auch Bruck, Böhm und Ebner finden in Paris Beschäftigung und Aufträge, doch fühlen sie es wohl, daß sie in ihrem Vaterlande wurzeln und kehren stets für einige Zeit nach Ungarn zurück, um hier Studien zu machen und ihre Werke im Künstlerhause auszustellen. Patzka studirt hauptsächlich in Rom; sein Talent ist noch in der Gährung begriffen, es fehlt ihm an Klarheit. Valentini malt Bilder aus dem Zigeunerleben; Baditz und Margittay geschickte Genrebilder, Arthur Tölgyessy stimmungsvolle Landschaften.

Wenn wir die künstlerischen Zustände unserer Gegenwart mit jenen vergleichen, welche zu der Zeit bestanden, als vor zwanzig Jahren

die Versöhnung der Nation mit der Krone und der Ausgleich mit Oesterreich zu Stande kam, so ist der Fortschritt augenfällig, wie dies schon das großartige Künstlerhaus in der Andrassystraße beweist, so wie die jährlichen Ausstellungen, an denen Deutsche und Franzosen theilnehmen, und welche zu einem eleganten Sammelplatz der gebildeten Classen der Hauptstadt wurden. Verschiedene Preise sind durch Private für die besten Werke gestiftet, eine Goldmedaille als höchster Ehrenpreis von August Trefort, dem Cultus- und Unterrichtsminister, ein ansehnlicher Preis von Munkácsy, der den erfolgreichen Bewerber in sein Atelier in Paris als seinen Schüler aufnimmt; der Preis des verstorbenen Bischofs Ipolyi für historische Kunst, ein anderer für Landschaften und das Genre von Georg Ráth, dem Präsidenten der königlichen Tafel, dem großen Kunstfreund, dessen Verdienst es ist, daß das prachtvolle Künstlerhaus gebaut wurde.

*

* *

Budapest ist eine moderne Stadt. Als Ofen vor zweihundert Jahren im Sturm zurückgenommen wurde, überließen die Sieger die eroberte Stadt den Flammen und der Plünderung, wobei die in der Türkenzeit vernachlässigte wunderbare Burg des Königs Mathias, sowie alle Moscheen und Minarette zerstört wurden. Auf den Trümmern von Ofen wurde eine nüchterne neue Stadt planlos aufgeführt und am linken Donauufer die Handelsstadt Pest ohne bedeutende öffentliche Gebäude, ohne Rücksicht auf Aesthetik. Karl VI. baute eine kolossale Kaserne; Joseph II. eine noch größere, das häßliche, sogenannte Neugebäude, welches jetzt der Entwickelung der Stadt im Wege steht. Maria Theresia ließ die Burg auf dem Festungsberge aufbauen. Viel zu klein, als daß sie eine königliche Residenz sein könnte, wurde die Universität darin untergebracht. Erst zur Zeit des Palatins Joseph beschäftigte man sich mit der Verschönerung von Pest, das durch seine günstige Lage die Aussicht bot, eine bedeutende Handelsstadt zu werden. Eine Commission wurde ernannt, welcher jeder Bauplan zur Genehmigung unterbreitet werden mußte. Doch bis in die Dreißigerjahre war das Ideal der Verschönerungscommission eine bescheidene Provinzialstadt, wie z. B. Mannheim. Kein Haus durfte über drei Stockwerke hoch gebaut, kein Baum sollte in der Stadt geduldet werden. Der Architekt Hild war der Mann des Tages, seine Gebäude haben alle gefällige Verhältnisse und schöne Treppenhäuser. Der einzige Monu-

mentalbau dieser Epoche ist das Nationalmuseum von Pollak, einem Schüler Schinkel's. Da trat Graf Széchényi mit einer höheren Auffassung in die kleinstädtlerische Municipalität mit der festen Ueberzeugung, daß Budapest in der Zukunft eine bedeutende Großstadt werden müsse. Unter zahllosen Schwierigkeiten setzte er endlich den Bau der großartigen Kettenbrücke durch, deren edle Verhältnisse sie zu der schönsten Brücke Europas machen. Der nächste Monumentalbau war der Palast der Akademie der Wissenschaften, den der Berliner Architekt Stühler mit jener gewissenhaften Technik ausführte, die seitdem bei allen größeren Bauten der Hauptstadt vorherrschend blieb. Wichtig für die Entwickelung des Schönheitsgefühles wurde die Parkirung der Margaretheninsel, welche der Erzherzog Joseph mit einem Aufwand von mehreren Millionen zu dem reizendsten Vergnügungsort der Hauptstadt umschuf. Erst nach der Krönung im Jahre 1867 erhielt die Hauptstadt ein großstädtisches Aussehen. Die Andrassystraße wurde durch die engen schmutzigen Gassen der nördlichen Vorstädte gebrochen und hält jetzt mit ihren Palästen kühn den Vergleich mit den schönsten Straßen der Hauptstädte Europas aus. Die Donau wurde an beiden Ufern mit gewaltigen Quais eingefaßt, auf denen sich die Lücken in der Reihe bedeutender Gebäude allmählich schließen. Eine zweite elegante Brücke verbindet jetzt Pest mit Ofen dort, wo die beiden Arme der Donau, welche die Margaretheninsel umspülen, sich wieder vereinigen; eine zweite Ringstraße von hier aus bis an das Südende der Stadt ist im Bau begriffen und wird in wenigen Jahren den schönsten Rahmen der inneren Stadt bilden. Die zwei imposanten Bahnhöfe sind würdige Wahrzeichen der Neuzeit.

Natürlich fanden hier die Architekten Ungarns ein weites Feld für ihre Thätigkeit. Der ausgezeichnetste von ihnen ist jedenfalls der alte Nicolaus Ybl. Er baute das Bad auf der Margaretheninsel, das Opernhaus, das Mauthgebäude und den Burgbazar. Ihm ist der Ausbau der großen Leopoldstädterkirche anvertraut; er soll die großartigen Zubauten zu der Burg ausführen, durch welche sie ein würdiger Königspalast werden soll. Selten hat ein Baumeister die Gelegenheit, so verschiedenartige Aufgaben zu lösen, wie sie Ybl zu Theil wurden, die er alle im Geiste der Renaissance mit vielem Geschick durchführte.

Von der jüngeren Generation nennen wir in erster Reihe Steindl, den Professor am Polytechnicum, dessen Plan für den Reichstagspalast im Spitzbogenstyl den ersten Preis bei dem Concurse erhielt und dem die Ausführung dieses gewaltigen Monumentalbaues übertragen wurde,

der zu der tausendjährigen Feier des ungarischen Staates im Jahre 1894 nach einem Voranschlage von zehn Millionen fertig werden sollte. Es scheint aber, daß weder die Zeit noch die Kosten des Voranschlages genügen werden. Glücklicher ist in dieser Hinsicht Professor Schulek, der die Krönungskirche in der Ofner Festung bis zu jener Zeit sicher vollendet. Sein Werk heißt freilich nur eine Restauration, doch der noch unter den Arpädenkönigen begonnene, unter der Anjoudynastie fortgeführte, von Mathias Corvinus mit dem Thurme versehene Dom war durch Feuersbrunst und verschiedene Restaurationen derart geschwächt und verunstaltet, daß die jetzige Restauration eigentlich ein vollständiger Neubau wurde, in welchem die Absichten der Baumeister der Vergangenheit in edelster Art durchgeführt werden. Hier müssen wir noch den Professor Ludwig Rauscher erwähnen, der die höhere Zeichenschule gebaut hat und dessen feiner Sinn für Ornamentirung die höchste Anerkennung verdient.

Die Baulust beschränkt sich übrigens nicht blos auf die Hauptstadt, die Architektur gewinnt im ganzen Lande einen Aufschwung. Die Domkirchen von Fünfkirchen und Kaschau, sowie das mitteralterliche Fürstenschloß in Vajda-Hunyad werden von Grund aus restaurirt, in den großen Provinzialstädten des Alföld, die vor zwanzig Jahren kaum etwas Anderes waren, als kolossale Dörfer, bauen die Municipien überall geschmackvolle Comitats-, Stadt- und Gerichtshäuser; die Aristokratie baut Paläste in der Hauptstadt und Schlösser auf ihren Landgütern, sowie Villen an den Badeorten. Dem Baurath Lechner wurde der seltene ehrenvolle Auftrag zu Theil, den Plan zum Neubau einer ganzen Stadt, des von den Fluthen der Theiß zerstörten Szegedin mit seinem Straßennetze und allen öffentlichen Gebäuden festzustellen.

Bei den unzähligen Neubauten fanden auch unsere Bildhauer im Ornamentationsfache manche Beschäftigung; obwohl ausländische Künstler noch immer von vielen Bauunternehmern stark berücksichtigt werden. Unser Zeitalter ist übrigens nicht besonders günstig für die Sculptur. Sie bleibt auf der Straße als Decoration der Paläste und der großen Plätze, auf welchen hie und da Statuen berühmter Männer auf dem Subscriptionswege errichtet werden. Sie hat noch kaum einen Weg in die inneren Gemächer gefunden; erst in der neuesten Zeit sehen wir Porträtbüsten in den Wohnhäusern der höheren Mittelclasse, obgleich eine Terracottabüste vornehmer ist und doch schon wegen der Leichtigkeit der Vervielfältigung kaum größere Kosten verursacht, als ein Familienbild. Freilich genügt der großen, gedankenlosen Menge selbst die

Photographie, deren kleinliche Genauigkeit das Gefühl für die echte Kunst abstumpft.

Die Bildhauerei ist übrigens in Ungarn eine junge Pflanze. Erst in neuester Zeit beginnt man die Plätze der Hauptstadt mit Standbildern zu zieren und die nüchterne, trockene Statue des Grafen Stephan Széchényi vor dem Akademiepalaste mit den vier in steifer Stellung sitzenden mythologischen Figuren, ein Werk des Bildhauers Engel, steht auf keiner höheren Stufe der Kunst, wie die Bildsäulen in der Mitte der Londoner Squares. Nicolaus Izsó war vor zwanzig Jahren ein Künstler von urwüchsiger, aber leider nicht hinlänglich geschulter Kraft. Er modellirte die Statue des Dichters Csokonay für Debreczin, welche ihm mehrere Aufträge verschaffte, doch sein frühzeitiger Tod verhinderte die Ausführung derselben. Eine Reihe von Porträtbüsten ausgezeichneter Schriftsteller der Gegenwart, welche das Cultusministerium bestellte, erhält sein Andenken in der Gallerie des Nationalmuseums. Für seinen Gegensatz kann wohl Baron Nicolaus Vay der Jüngere gelten, der den Dichter Vörösmarty für Stuhlweißenburg, den großen Staatsmann Franz Deák für Zalaegerszeg und mehrere Porträtbüsten historischer Größen der Vergangenheit für das Nationalmuseum modellirte, correct aber leblos. In seinem Atelier arbeitete einige Zeit Adolph Huszár, der bei dem Concurse für die Statue des Barons Joseph Eötvös den Preis erhielt und das Monument ausführte. Glücklicher ist jedenfalls seine Bildsäule des genialen Dichters Petöfi; selbst der Fremde erkennt in ihrer Bewegung den Dichter der Revolution. Bei dem Concurs für das großartige Monument Deák's war wieder Huszár der Sieger; doch ehe er dieses beenden konnte, erreichte auch ihn ein plötzlicher Tod.

Das Denkmal wurde unter der Aufsicht von Alois Strobl von seinen Schülern vollendet, in der hiesigen Erzgießerei der Firma Schlick gegossen und soll in den ersten Tagen des nächsten Octobers enthüllt werden. Für das von dem jungen Architekten Gerster auf dem Kerepescher Friedhof auf Kosten des Landes gebaute Mausoleum des großen Staatsmannes, in dem er begraben liegt, bildete Strobl mit feinem Schönheitsgefühl das Grabmonument aus einem kolossalen Blocke kararischen fehlerlosen Marmors, den Genius, der die Siegespalme auf die Leiche des Weisen des Vaterlandes legt. Es ist ein Kunstwerk hohen Ranges.

Ein bedeutendes Talent ist jedenfalls der Bildhauer Zala, der jetzt mit dem Monument der dreizehn Märtyrer von Arad beschäftigt

ist, für welches Huszár mit Ausnahme der Hauptfigur blos leichte Skizzen hinterließ.

Von großer Bedeutung für die Sculptur in Ungarn wird jedenfalls der für den nächsten October ausgeschriebene Concurs der sitzenden Statue des Dichters Johann Arany werden, an dem sich alle Bildhauer Ungarns betheiligen wollen; selbst Tilgner in Wien erinnert sich bei dieser Gelegenheit, daß er ein geborner Ungar ist und tritt mit Strobl, Zala, Szász, Kiß, Lorántffy, Donát, Bezerédy und vielleicht noch Anderen in die Schranken. Es wird dies die beste Gelegenheit für alle unsere bildnerischen Talente geben, sich miteinander zu messen und den Freunden der Kunst ein Bild des Zustandes der Plastik in Ungarn gewähren.

* * *

Wir haben versucht, die bedeutendsten Namen der ungarischen Künstler hervorzuheben; wenn wir aber ein Urtheil über die Kunst in Ungarn abgeben sollen, müssen wir es gestehen, daß sie bis jetzt keinen einheitlichen Charakter besitzt; wir sehen überall die Traditionen der deutschen und der französischen Kunstschule, doch macht sich der Einfluß Munkácsy's, Benczur's und Lotz' in günstiger Weise in der Malerei bemerkbar, sowie das ernste Studium des ungarischen Volkslebens und der so eigenthümlichen ungarischen Landschaft. Wir sehen überall ein emsiges Streben und Wirken, welches zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. In der Architektur herrscht die Renaissance vor, in der Sculptur kämpft der Classicismus einerseits mit dem Rococo, andererseits mit dem Naturalismus.

Der Alkoholismus in den österreichischen Ländern und anderwärts.

Eine statistische Skizze von Dr. Julius Wolf.

Vom Gesichtspunkte des Statistikers wären so manche Aenderungen, die der liberale Gedanke auf volkswirthschaftlichem und politischem Gebiete zuwege gebracht hat, zu beklagen. Die Freiheit, die an die Stelle der Freiheiten getreten ist, hat die controlirte Socialwirthschaft durch die uncontrolirte ersetzt und hat damit der Subjectivität des Beobachtenden überaus viel überantwortet. Denn an die Stelle von Thatsachenaufnahmen müssen nun sehr oft Eindrücke treten. Da der Eindruck aber ein Product ist aus der Persönlichkeit des Beobachters und dem beobachteten Objecte, so ist ein ungewisser Factor in die Rechnung hineingebracht. Wenn trotzdem heute die Statistik uns so Vielfältiges zu lehren vermag, worüber frühere Zeiten immer in Unklarheit blieben, so liegt dies daran, daß das statistische Instrument ein anderes geworden ist und daß die Statistik eine Menge von Gebieten aufgegriffen hat, die früher der statistischen Beobachtung nicht werth erachtet worden waren oder die in Folge des mangelhaften Instrumentes von damals nicht beobachtet werden konnten. Die Statistik begann, indem sie die Gebiete absteckte, auf denen sie wirken wolle und könne, sie bildete sich aus, indem sie die Methoden der Beobachtung und Aufnahme kritisch bearbeitete, das heißt, indem sie eine vollendete Kunstlehre wurde und ihren Instrumenten jene Präcision verlieh, die sie heute haben.

Einer jener intimeren Vorgänge der Socialwirthschaft, denen die Statistik in der Regel machtlos gegenübersteht, ist, seitdem alle Binnenzollschranken gefallen sind, die Vertheilung des Consums

wichtiger Gegenstände innerhalb großer Gebiete. Der Branntwein, mit dem wir uns heute beschäftigen wollen, ist ein Verbrauchsgegenstand von vielfach entscheidender Kraft der Charakteristik. Die Höhe seines Verbrauchs spricht mit ein Urtheil aus über den intellectuellen und den moralischen Stand, über Gesundheitsniveau und Beobachtungsgabe, über Wohlhabenheit und Lebensgewöhnung, über den Charakter und die Empfindungstendenzen der Völker.

Nun sind wir heute so weit, daß wir wissen, wie hoch der Branntweinconsum in allen wichtigeren Ländern ist. Es ist noch nicht lange her, daß wir auch darüber im Unklaren waren, denn die thatsächliche Branntweinproduction innerhalb vieler Staaten wird seitens der Brenner wissentlich verhüllt aus Rücksichten der Steuer und es bedurfte eines kritischen Verfahrens, für dessen Aufnahme sich der Verfasser dieser Zeilen in einigen Arbeiten bemüht hat,*) um die Verbrauchsziffern der verschiedenen Länder zu finden.

Der Branntweinverbrauch pro Kopf in den wichtigeren Ländern ist gegenwärtig ungefähr der folgende:

Dänemark	11½	Liter absol. Alkohol
Norddeutschland	9½	" " "
Oesterreich-Ungarn, Baden . .	6½	" " "
Rußland	5—6	" " "
Schweiz, Belgien	5¼	" " "
Niederlande	4½	" " "
Frankreich	4¼	" " "
Württemberg, Schweden . .	3½	" " "
Bayern, Großbritannien und Vereinigte Staaten . . .	2½	" " "
Norwegen	1¾	" " "
Italien	1	" " "

Die Ziffern sind mit Absicht rund gegeben, um nicht den Schein zu erwecken, sie seien ganz genau berechenbar; ungefähr richtig und soweit genau, als sie überhaupt sein können, sind sie aber unbedingt. Die Fehlergrenze ist nirgends über ½ Liter. In engeren

*) Vgl. insbes. Wolf, „Die Branntweinsteuer, ihre Stellung im Steuersystem und in der Volkswirthschaft, ihre geschichtliche Entwickelung und gegenwärtige Gestalt in den einzelnen Ländern und ihre Erhebungsformen." Tübingen 1884, ferner Wolf, „Die Branntweinsteuer in den europäischen Ländern 1884 bis 1886" im „Finanzarchiv," IV. Jahrg., 1. Bd.

Fehlergrenzen lassen sich Angaben nicht machen. Von ganz zweifelloser Sicherheit indeß ist die Abstufung, welche sich aus den Ziffern mit Bezug auf den „Rang“ der einzelnen Länder in Hinsicht ihres Branntweinconsums ergiebt.

Diese Abstufung bedarf der Erklärung, weil sie mit den ererbten Vorstellungen über die Höhe des Branntweinconsums in verschiedenen Ländern in Widerspruch steht. So ist man gewohnt, Rußland als das Dorado der Branntweinsäufer zu betrachten und die Temperenzvereine Amerikas und Englands, aus denen Berichte hin und wieder sich auch auf den Continent verirren, deuten gleichfalls ein Voranstehen dieser Länder im Branntweinconsum an, währerd auf der anderen Seite vor Allem Deutschland durchaus nicht den üblen Ruf genießt, den es auf Grund der hier gebotenen Ziffern zu verdienen scheint.

Der Mythus vom russischen, amerikanischen und englischen Branntweinsäufer hat trotz der niedrigen Durchschnittsziffer des Verbrauchs einen wahren Kern und erklärt sich aus der allen drei Ländern gemeinsamen Verfahrungsweise des Trinkers. Dieser kann dem Gläschen nämlich nach zweierlei Methoden zusprechen. Er kann viel trinken, ohne jenes Phänomen zu provociren, das wir als Alkoholismus kennen, und wenig trinken, trotzdem aber Säufer sein. Dieses Paradoxon löst sich überdies auf höchst einfache Weise. Die Wirkung des Branntweins ist eine verschiedene, wenn er in mäßigen Quantitäten, aber mit einer gewissen Gleichmäßigkeit, wenn auch in höherer Gesammtmenge, oder ob er stoßweise und sodann in Mengen genossen wird, die für die Einzelration zu groß sind. Der Consum der letzteren Art ist aber der des Engländers, des Amerikaners und des großen Theiles der Russen. Der Consum der ersteren Art, der ruhige und „gründliche“ der des Deutschen. In Rußland scheidet die Grenze zwischen Groß- und Kleinrußland die beiden „Verfahrungsweisen“ voneinander. Der Kleinrusse trinkt nach deutscher Manier, der Großrusse nach jener, die uns als russische gemeinhin gilt, ohne dies freilich, wie wir oben sehen, thatsächlich zu sein.

Oesterreich-Ungarn nimmt in der mitgetheilten Uebersicht einen nur zu hervorragenden Rang ein. Innerhalb des Reiches halten sich Branntweinconsum in Ungarn und Oesterreich die Wage. Oertlicher Mehr- oder Minderconsum innerhalb der beiden großen Gebiete compensiren sich zu annähernd gleichen Durchschnittsziffern. Man besitzt von Mitteln, um sich hierüber des Ungefähren zu vergewissern, die Productionssteuerstatistik im Zusammenhalte mit der Statistik des österreichisch-ungarischen Waarenverkehrs. Erstere stände auch für die

Durchführung der Aufgabe, die wir uns hier gesetzt haben, nämlich für die Betrachtung des Consums speciell in Cisleithanien zu Gebote. Aber die Statistik des Waarenverkehrs versagt hier und das eine Mittel ohne das andere ist für die Consumaufnahme vollständig unzureichend.

Die Production giebt uns insoweit einen Maßstab für die Consumtion, als man annehmen kann, daß Gebiete, die mehr produciren, auch mehr consumiren und umgekehrt. Dieser Satz ist aber auch das Einzige, was aus der Productionsstatistik gefolgert werden kann. Weiter darf man nicht gehen.

Unter solchen Verhältnissen müssen wir Umschau halten nach anderen Handhaben der Statistik. Und da treffen wir allerdings eine, die bis heute noch unbenutzt geblieben ist: die Statistik der Schanksteuer in Oesterreich.

In das reiche Mosaik unseres Steuersystems wurde bekanntlich im Jahre 1881 ein neuer Stift unter dem Namen „Schanksteuer" eingefügt. Diese Schanksteuer, blos für Oesterreich geltend, legt eine Abgabe auf den Branntweinverkauf nach seinen verschiedenen Kategorien, und ihre Ziffern bieten uns allerdings ein reiches Material für die Beleuchtung unseres Schauplatzes.

Die Zahl der zur Schanksteuer herangezogenen Verkaufsstellen betrug im ersten Semester 1885: 100.753. Auf die einzelnen Kronländer vertheilen sich diese 100.753 Verkaufsstellen folgendermaßen:

	Branntwein-verkaufsstellen	Branntwein-schänken	Gastwirthschaften mit Branntweinschank
Niederösterreich	11.146	1.793	5.386
Oberösterreich	5.336	80	4.182
Salzburg	1.320	57	1.033
Tirol	5.686	818	4.068
Steiermark	4.295	435	2.979
Kärnten	2.668	1.957	351
Krain	2.059	1.292	565
Küstenland	1.411	989	340
Dalmatien	1.185	644	422
Böhmen	30.304	13.111	11.766
Mähren	11.368	8.136	1.856
Schlesien	3.263	2.190	315
Galizien	18.379	17.108	859
Bukowina	2.233	2.033	150

Wer diese Ziffern aufmerksam betrachtet — und der Statistiker fordert allerdings einen Leser, der es über sich gewinnt, eine Ziffernaufstellung nicht zu überschlagen — wird sofort einen eigenthümlichen Unterschied gewahr werden zwischen den in der Tabelle zuerst genannten fünf Ländern und dem übrigen Oesterreich. Es wird ihm die übergroße Zahl der Gastwirthschaften und die verschwindend geringe der Branntweinschänken in Nieder- und Oberösterreich, in Salzburg, Tirol und Steiermark auffallen gegenüber der umgekehrten Vertheilung in den südlich und nördlich von diesem Ländercomplex gelegenen Provinzen. Um diese interessante Thatsache in's volle Licht zu stellen, haben wir eine Berechnung aufgestellt über die Procente, welche an Branntweinschänken und an Branntwein ausschänkenden Gastwirthschaften auf je 100 Schankstellen überhaupt in den einzelnen Kronländern entfallen, und wir bieten das Resultat dieser Berechnung dem Leser in der nachfolgenden Uebersicht:

	Branntweinschänken	Gastwirthschaften u. dgl.
1. Galizien	95	5
2. Bukowina	93	7
3. Schlesien	87	13
4. Kärnten	85	15
5. Mähren	82	18
6. Küstenland	74	26
7. Krain	70	30
8. Dalmatien	60	40
9. Böhmen	53	47
10. Niederösterreich . . .	25	75
11. Tirol	20	80
12. Steiermark	13	87
13. Salzburg	5	95
14. Oberösterreich . . .	2	98

Diese Uebersicht ist sicherlich ein kleines sociales Gemälde für Jeden, der sie nur richtig zu deuten weiß. Bevor wir aber auf die Suche nach dem Schlüssel zu ihren Positionen gehen, müssen zwei Punkte erledigt sein. Wir wollen nicht von der Licenz Gebrauch machen, welche der Satz eines wissenschaftlichen Bonhomme „Ausnahmen bestätigen nur die Regel" uns zur Verfügung gestellt hat. Aber allerdings müssen wir auf die exceptionellen Verhältnisse zweier Länder, Steiermark und Kärnten, bereits hier aufmerksam machen und mit

Erlaubniß des Lesers diese zwei Länder vorläufig, bis wir auf die in ihnen sich darstellenden Abnormitäten eingehen können, aus der Betrachtung ausscheiden. Das wäre Eines. Sodann haben wir eine Aufklärung zu geben über die Bedeutung, welche in der Richtung der uns in diesem Aufsatze gestellten Frage dem Unterschiede zwischen Branntweinconsum in der Schänke und im Gasthaus innewohnt. Von dem Branntweinconsum in der Schänke läßt sich nämlich von vorneherein behaupten, daß er weitaus schädlicher als jener im Gasthause ist. Aus drei Gründen: einmal, weil die Schänke den raschen Branntweingenuß, den wir schon früher als vorzugsweise perniciös bezeichnet haben, in höherem Maße als das Gasthaus begünstigt, zum Zweiten, weil die Beigabe von Nahrung zum Branntweingenuß, die nur im Gasthause stattfindet, die Schädlichkeit des Branntweingenusses sehr erheblich abzuschwächen vermag, und zum dritten, weil die Schänke die Verschleißerin par excellence des schädlichsten Branntweins ist, des Branntweins der großen Brennereien, der in Folge der Materialien (Kartoffeln, Mais), aus denen er erzeugt und in Folge des Brennverfahrens (continuirliche Brennung), welches bei seiner Gewinnung angewendet wird, weitaus mehr Fusel enthält — auf das Nähere dieser Verhältnisse können wir hier nicht eingehen — als der Branntwein der Kleinbetriebe, aus denen sich das Gasthaus zum sicher nicht geringen Theile — wenigstens in den Alpenländern — versorgt.

Doch dies nur einleitungsweise. Die Naivetät insbesondere früherer Zeiten hat unter Anderem die Frage angeregt, ob die Armuth den Alkoholismus oder der Alkoholismus die Armuth erzeuge. Schließlich ist man aber dazu gelangt, auszusprechen, daß beide sich gegenseitig fördern. Man hat sich dabei beruhigt, daß der Branntweinsuff die Unordnung im Haushalte des Säufers, diese ihrerseits wieder den Suff erzeuge und so fort in gegenseitiger Steigerung. Wir sagten, man habe sich dabei beruhigt. Und die Feststellung jener Thatsache möchte thatsächlich beruhigend wirken. Denn konnte nicht mehr rundweg behauptet werden, die Armuth provocire den Alkoholismus, so schien auch nicht gefolgert werden zu können, daß etwa niedrige Löhne geradewegs den Alkoholismus erzeugen.

Leider ist diese letztere Folgerung anzufechten. Indem man nämlich von einer Armuth sprach, die auch ihrerseits provocirt werde, dachte man nur und konnte man nur denken an eine Armuth, die der Branntwein in der Consumtionswirthschaft, in der Lohnverwendung, nicht an eine, die er in der Productionswirthschaft, in der Lohngewin-

nung des Trinkers herbeiführt. Die Frage des Verhältnisses des Branntweingenusses zur Productionswirthschaft des Arbeiters blieb also unerledigt. Hier findet daher auch derjenige, der sich mit den Beziehungen des Alkoholismus zum Wohlstande in den weiten, insbesondere den arbeitenden und den bäuerlichen Schichten der Bevölkerung beschäftigen will, noch Vieles, ja noch Alles zu thun. Es sind hier analog zur Fragestellung gegenüber der Consumtionswirthschaft des Arbeiters wieder zwei Fragen, die gestellt werden können: die eine von ihnen erledigt sich von selbst. Es kann nämlich nicht behauptet werden, daß der Alkoholismus den niedrigen Lohn im Lande mit sich führe. Sodann bleibt noch die andere Frage zu beantworten übrig, die Frage nämlich, inwieweit sich der Alkoholismus als Folgeerscheinung niedriger Löhne darstellen könnte. Der Alkoholismus ist der schädliche Branntweingenuß, also jener, dessen Stätte nicht das Gasthaus, sondern die Schänke ist. Die Zahl der Schänken gegenüber der Bevölkerung ist das Maß des Alkoholismus.

Wir stellen also die Frage, ob sich nicht nachweisen ließe, daß der niedrige Lohn ein „Alkoholismuserreger" ist. Der durchschnittliche Taglohn betrug nach Daten, welche die statistische Centralcommission zusammengestellt hat, im Jahre 1881:*)

1.	in Galizien	46	Kreuzer
2.	„ der Bukowina	55	„
3.	„ Mähren	56	„
4.	„ Schlesien	58	„
5.	„ Böhmen	66	„
6.	„ Krain	80	„
7.	„ Steiermark	80	„
8.	„ Kärnten	83	„
9.	„ Salzburg	90	„
10.	„ Oberösterreich	94	„
11.	„ Tirol	99	„
12.	„ Dalmatien	100	„
13.	„ Niederösterreich	99	„

und 130 Kreuzer in Wien.

Wie man sieht, stellt sich allerdings eine gewisse Uebereinstimmung der Lohnhöhe mit der Verhältnißzahl der Schänken heraus und die

*) Das letzte Jahr, für welches uns Daten zugänglich waren.

Folgerung auf einen Zusammenhang beider hat um so weniger Schwierigkeit, als ja dieser Zusammenhang Jedermann von vorneherein einleuchtet.

Die mitgetheilte Tabelle der Verhältnißzahl der Schänken giebt jedoch über das Maß des Branntweinconsums an sich in den verschiedenen Ländern und über das Maß des schädlichen Branntweinconsums noch keinen endgiltigen Aufschluß. Die hier gebotenen Ziffern können noch nicht die Annahme rechtfertigen, daß die Verhältnisse in Galizien oder in Schlesien ungünstiger liegen als in Nieder- und Oberösterreich. Denn sie sprechen nichts über die Menge der Schänken gegenüber der Bevölkerung aus und die Verhältnißziffern für Galizien würden die gleichen bleiben, ob dieses Kronland nun 95 Schänken und 5 Gastwirthschaften oder 190 und 10 Gastwirthschaften, oder 1900 Schänken und 100 Gastwirthschaften, oder 9500 Schenken und 900 Gastwirthschaften besäße, und für Niederösterreich würden sie sich nicht ändern, ob dieses nun 25 oder 2500 Branntweinschänken hätte.

Es kann angenommen werden — wenigstens die Steuer thut es — daß in der Gastwirthschaft durchschnittlich etwa ein Fünftel des Branntweins, den die Schänke verschleißt, an Mann gebracht wird. Rechnet man derart die Gastwirthschaft zu ein Fünftel Schänke, so kömmt eine Schänke

1.	in Kärnten	auf	173	Seelen der Civilbevölkerung
2.	„ Schlesien	„	254	„ „ „
3.	„ Mähren	„	254	„ „ „
4.	„ der Bukowina . . .	„	290	„ „ „
5.	„ Krain	„	344	„ „ „
6.	„ Böhmen	„	365	„ „ „
7.	„ Galizien	„	405	„ „ „
8.	„ Tirol	„	552	„ „ „
9.	„ Küstenland	„	612	„ „ „
10.	„ Salzburg	„	625	„ „ „
11.	„ Dalmatien	„	681	„ „ „
12.	„ Niederösterreich . . .	„	830	„ „ „
13.	„ Oberösterreich . . .	„	836	„ „ „
14.	„ Steiermark	„	1183	„ „ „

Dies sind die zuverlässigsten Ziffern, die sich über die Vertheilung des Branntweinconsums in den österreichischen Kronländern aufstellen lassen. Kärnten hätte danach, was sicher nicht erwartet werden sollte, den höchsten Branntweinconsum. In Uebereinstimmung hiermit stehen

aber die Wahrnehmungen von Kennern der kärntnerischen Verhältnisse. In keiner Provinz Oesterreichs werden seit etwa zwei Jahren mit solchem Eifer Maßregeln über die Unterdrückung oder Verminderung des Alkoholismus discutirt. Das Bedürfniß, Abhülfe dahier zu schaffen, ist ein überaus dringendes. Aus dem benachbarten Steiermark dagegen, dessen Branntweinconsum pro Kopf nach den vorgelegten Ziffern um ein Vielfaches vom kärntnerischen übertroffen wird, verlautet nichts in dieser Richtung oder wird doch nur, wenn ein neuer Landeszuschlag auf Spirituosen eingeführt werden soll, also bei einem sehr verfänglichen Anlasse, auch ein philanthropischer Zweck vorgeschützt. Das Maß des schädlichen, das ist des Schänkenconsums zeigt übrigens die folgende Tabelle, welche die Zahl der Schänken allein auf den Kopf der Bevölkerung zum Gegenstande hat.

1. Kärnten	eine	Schänke	auf	179	Seelen
2. Schlesien	"	"	"	260	"
3. Mähren	"	"	"	265	"
4. Bukowina	"	"	"	293	"
5. Galizien	"	"	"	357	"
6. Krain	"	"	"	374	"
7. Böhmen	"	"	"	429	"
8. Küstenland	"	"	"	654	"
9. Dalmatien	"	"	"	770	"
10. Tirol	"	"	"	1100	"
11. Niederösterreich	"	"	"	1339	"
12. Steiermark	"	"	"	2805	"
13. Salzburg	"	"	"	2895	"
14. Oberösterreich	"	"	"	9500	"

Diese letztere Uebersicht hat gegen die vorher gebrachte den Nachtheil, daß sie den Branntweinconsum außerhalb der Schänken in keiner Weise hervortreten läßt, während die erste Uebersicht wieder das Schädlichere des Branntweinconsums in der Schänke in der Verhältnißzahl von 5:1, welche für Schänke und Gastwirthschaft angenommen ist, noch nicht hinreichend ausdrückt. Wir sehen aber, daß sich beide Uebersichten ergänzen und daher die aus einer Combination beider gewonnenen Ziffern mit größerer Zuverlässigkeit das bezeichnen dürften, was wir Alkoholismus nennen, als die Ziffern jeder einzelnen allein. Es ergiebt sich dann aber folgende Stufenleiter mit Bezug auf den dem einzelnen Kronlande im Alkoholismus anzuweisenden Rang.

1. Kärnten.
2. Schlesien.
3. Mähren und die Bukowina.
4. Krain uud Galizien.
5. Böhmen.
6. Küstenland.
7. Tirol und Dalmatien.
8. Niederösterreich.
9. Salzburg.
10. Steiermark.
11. Oberösterreich.

Wenn wir Kärnten und Steiermark als Abnormitäten wieder ausscheiden wollen, was wir umsomehr thun können, als sie sich gegenseitig für die Charakteristik des von uns nun in Erörterung zu ziehenden Punktes sozusagen aufheben, so sehen wir, daß die slavisch und deutsch gemischten Länder im Alkoholismus voranstehen, daß ihnen dann die slavisch-italienischen oder italienisch-deutschen folgen und die reindeutschen von jenem Uebel am wenigsten inficirt sind.

Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn.

Schauspiel.*) „Oedipus in Kolonos" von Sophokles folgte dem „König Oedipus" am 18. März in erster Aufführung am Burgtheater nach. Es ist gar keine Frage, daß eine Bühne, welche sich die gewaltigen Tragödien „König Oedipus" und „Antigone" aneignen will, schwer dem Anreiz widerstehen wird, auch „Oedipus in Kolonos" als Mittelstück einer Trilogie in Zusammenhang mit jenen vorzuführen. Durch innere Beziehungen verbunden, wie diese drei Dichtungen sind, steigern sie einander zu einer erhöhten künstlerischen Wirkung, die keineswegs äußerlich ist, und die nicht aus der bloßen Folge dreier Schöpfungen einheitlichen Geistes hervorgeht. Dieser Wirkung wird man des Besonderen eingedenk sein dürfen, sobald „Antigone" auf dem Schauplatze erschienen sein wird; einstweilen mag „Oedipus in Kolonos" für sich auf seine Erscheinung von der modernen Schaubühne herab angesehen werden. Als Dichtung vom ganzen Zauber hehrster Schönheit umflossen, vermag diese edelste Darstellung der Euthanasie den Zuhörer heute wie je auf das mächtigste zu ergreifen. In ihrem Culturgehalt unvergänglich, ein Triumphlied der Sitte, Treue und Pietät, ein Preisgesang der Heimathsliebe und eine tiefsinnige Hymne an das Leben, ist „Oedipus in Kolonos" eine Schöpfung von unvergänglichem Werth Es thut dem Genusse nicht zu großen Abbruch, daß wir die intimeren Züge einiger dieser Beziehungen, welche das Schauspiel darlegt und dem athenischen Zuhörer offenbarte, nur mehr künstlich nachfühlen; die Macht der allgemeinen und dauernden Verhältnisse reicht aus, um das Drama als eine auch heute noch lebendige That zu empfinden. Zwar ist die äußere Handlung gegen die innere stark zurückgedrängt, und trotz aller Kunst und geradezu vollendeten Kunstfertigkeit, mit welcher der greise Dichter die scenische Entwickelung in gegeneinander treibenden und drängenden Geschehnissen herleitet, bedarf es gesteigerter darstellender Kräfte, besonders in der Ausführung der Rolle des Oedipus, um das Zuständliche und im doppelten Sinne Leidende der Lage des Helden in ein Fortführendes und Leitendes zu verwandeln, welches allein dieser Dichtung als Drama zum Siege verhelfen kann. So erschütternd einzelne Scenen wirken mögen, so packend die Begebenheiten herausgestellt werden, in dem treibenden Motiv darf ein Drama niemals ein Ermatten zeigen. Es liegt in der Aufgabe, welche diese Dichtung den Schauspielern stellt, eine nicht geringe Bedeutung. Wird die Gefahr,

---

*) Siehe „Oesterreichisch-Ungarische Revue", Märzheft 1887, S. 54.

welche in diesem Punkte für den Erfolg dieses Mittelstückes der Trilogie gelegen ist, überwunden, so vermag dies einen dauernden Gewinn zu schaffen.

„Die Nixe", ein dreiactiges Lustspiel von F. G. Triesch, wurde am 27. April zum ersten Mal aufgeführt. Das deutsche Lustspiel unserer Tage ist in seiner Mittelmäßigkeit kein Gegenstand für die Begeisterung. Es ist in den wenigsten seiner Erscheinungen eigentlich literarisch, und es scheint die Höhen, auf welche die komische Gattung im Verlaufe der Entwickelung der Weltliteratur je und je bei den verschiedenen Völkern gelangt ist, nicht mehr zu kennen, wie man einen entschwundenen Traum von Glanz und Größe über der Alltäglichkeit vergißt. Das deutsche Lustspiel vom Tage ist bürgerlich und in der Handlung wie in den Motiven gewöhnlich. Die Charaktere zeigen kaum je mehr als die Eigenheiten und Schrullen, welche man den Leuten in den Zimmern der Familie bei dem regelmäßigen Abspiel der Lebensobliegenheiten und der allgemein persönlichen oder gesellschaftlichen Interessen abguckt. Die größeren komisch zu behandelnden Züge des tieferen menschlichen Wesens, die nur hervorgeholt werden aus der Eigenart im Innersten aufgeregter, im Individuellen auf's mächtigste gesteigerter Persönlichkeiten, diese kennt das Lustspiel unserer Tage nicht. Das Lachen wird aus der Oberfläche des Gehabens eines oder mehrerer Menschen in ihrem Zusammentreffen unter recht einfachen Verhältnissen mit Zufälligkeiten und Witzen, überraschenden Begegnungen und Verwechslungen, Manieren, Worten und all' dem Kleinrath der spielenden Heiterkeit heraufgeholt. Die Erschütterungen einer im Getriebe der Weltlichkeit irrenden Natur, den ängstlichen Jammer einer in sich befangenen Seele in das mitleidige, lösende, antheilnehmende Lachen umzuwandeln, oder die Irrwege der aus einem selten und seltsam angelegten Inneren herausdringenden Begehrungen und Handlungen und deren Aeußerungen gegen den geraden Lauf der geordneten gemeinsamen Welt zu führen und von der Betrachtung aus dem Ganzen heraus das Einzelne in die wohlthätige Laune des Lächelns zu heben, das ist nicht eben eine Angelegenheit des Lustspiels vom Tage. Allein dasselbe geht in der Niederung seiner Alltäglichkeit wenigstens auf die Beobachtung der Wirklichkeit aus und bleibt so mit seinen realistischen Motiven auf dem gesunden Nährboden der Kunst, welche sich freilich aus diesen Stücken erst zur Höhe, wo die Kunst in das Gestalten und Darstellen des groß Menschlichen übergeht, erheben müßte. Das Typische, welches sich aus dem reich erschauten Individuellen durch das allgemeinere Zutreffen desselben ergiebt, ist hierbei kaum zu beobachten. Das Kleinere der Züge, welche in dem allgemeinsten Typus des Menschen noch Besonderheiten ergeben, wird nachgebildet, und so gelangt man eben nur zu Gattungsmenschen mit individuellen Zügen, statt zu individuellen Menschen, welche Gattungen ausmachen. Das Lustspiel „Die Nixe" von Triesch nimmt keine andere Werthschätzung in Anspruch, wie es mit der Mittelmäßigkeit der Lustspiele des Tagesgeschmackes schlecht und recht sich vorführt. Eine Tochter, die den Vater bevormundet und den schüchternen Liebhaber zur Werbung aufmuntert: ein weibliches Wesen, das in seiner zur thatkräftigen Lebensgestaltung angelegten Weise die männliche Art des weiblichen Charakters darstellt, wird zu dem Manne, der sich im Vater und dem zukünftigen Gatten in weiblicher Weise mit scheuer Zurückhaltung und innerlicher Empfänglichkeit darbietet, in Gegensatz gebracht. Dies ist der komische Grundzug in der Anlage der Charaktere. Das Uebrige ist Lustspielbeiwerk und mehr oder minder gelungen, wie dies oder jenes andere Stück von derselben Art es eben auch zu bieten vermocht hätte.

Das Bedürfniß der leicht anmuthenden Zerstreuung mögen harmlose Schöpfungen solcher Fügung allerdings befriedigen.

„Der Revisor," eine Komödie in fünf Acten von Nicolaus Gogol, welche am 18. Mai zum ersten Mal aufgeführt wurde, ist kein Bühnenstück, das mit aufgesammelten Einfällen ein lose gebautes Haus aufrichtet, welches nun als Handlung die gute Laune einen Abend durch beherbergen soll. Diese Komödie ist aus der bitteren Betrachtung der Zustände eines Staates entsprungen, die unter den Formen der Verwaltung, welche die Bethätigung der Gesammtheit zum Segen Aller in sich als Kern enthalten sollen, faulen Eigennutz und selbstische Armseligkeit bergen. Dieses satirische Sittengemälde ist nicht im Besitze einer reichen und spannenden, aber einer wohlgefügten und fein ausgearbeiteten Handlung. Ein warmer Freund der Menschen wird die häßlich nackte Wahrheit selbst bei einiger Einbuße des ästhetisch Wohlgefälligen in diesem Stoffe nicht tadeln, weil man dem Künstler, der erzieht, die Achtung nicht versagt. Freilich, wer nur lachen will, um den Abend zu verscherzen, wird mißmuthig werden, wenn er so ernsthaft lachen soll und über Dinge, welche so gar nicht lächerlich sind. Allein im „Revisor" ist auch eine beträchtliche Menge von origineller Komik, die für die Schaubühne paßt, enthalten, und der Dichter, welcher die Erzählung „Der Mantel" geschrieben hat, durfte füglich zwischen Triesch und Augier auch mit seinem „Revisor" einherschreiten.

Im Burgtheater neu, jedoch aus dem Repertoire des Stadttheaters wohlbekannt, erschien am 2. Juni Emil Augier's Schauspiel „Haus Fourchambault", in fünf Acten, als letzte Neuaufführung des Jahres. Dieses Schauspiel hat eine wohlgesetzte Handlung, die mit behaglicher Sorgfalt ausgesponnen wird und mit wohlthuender Wärme erfüllt, und ist ferner von Ausschreitungen geistreicher Phantasie und Sittendialektik als manche andere zeitgenössische Schöpfung; als einheitliches, gemäßigtes und dennoch das Familien- und Sittenstück der Franzosen mustergiltig bezeichnendes Werk durfte es dem Vorrath eines Weltliteraturtheaters zu verhältnißmäßig gesichertem Besitz eingereiht werden. „Haus Fourchambault" ist über die Zeit und deren Richtung hinaus französisch. Man merkt ihm an, daß es einen Volksgeschmack giebt, der in allen Wandlungen der Epochen beständig ist. Rede und Gefühl, Schwung und Haltung der Gestalten sind in ihm echt national; ja mit einiger Fähigkeit zur Verallgemeinerung wird man dieses prosaisch-realistische Schauspiel als Erzeugniß jenes selben pathetischen Idealismus betrachten dürfen, dem Corneille's Dichtungen entsprangen. Man konnte von diesem Standpunkte der Beurtheilung aus dem Stück Augier's, als dem einer weiteren Ueberlieferung gemäßen Beispiel, die Berechtigung der Aufnahme in das Burgtheater zuerkennen. Theodor Loewe.

Die fossilen Knochenreste von Maragha im naturhistorischen Hofmuseum zu Wien. Ueber Anregung des um die Kenntniß Persiens so hochverdienten Dr. J. E. Polak, früheren Leibarztes des Schah, wurden in den letzten Jahren mehrmalige wissenschaftliche Reisen in dieses Land unternommen, wobei den auch schon von älteren Reisenden erwähnten Lagern fossiler Säugethierreste bei Maragha, östlich vom Urumiahsee in der Provinz Azerbeidjan, eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt wurde. So nahm im Jahre 1884 Dr. H. Pohlig dort eine größere Ausbeutung vor und noch im selben Jahre ließ Dr. Polak durch F. Th. Strauß in Taebris Ausgrabungen besorgen, welche ein höchst interessantes

Resultat ergaben. Die durch die Ausgrabung des Herrn Strauß gewonnene Sammlung, welche Herr Polak dem naturhistorischen Hofmuseum für die geologisch-paläontologische Abtheilung gegen Ersatz der Selbstkosten freundlichst überließ, enthielt schon höchst werthvolle Objecte, darunter zwei ausgezeichnete Schädel von Rhinoceronten (Rhinoceros Schleiermacheri kaup.), ein wohlerhaltener Schädel von Hipparion, dann Reste von Aceratherium, Mastodonten und Selenodonten. Schon diese Funde deuteten auf eine Fauna ganz analog jener von Pikerni in Griechenland hin; eine Fortsetzung erschien demnach in hohem Grade wünschenswerth, und zwar umsomehr, als ja Maragha durch seine intermediäre Lage zwischen den berühmten Fundstellen von Säugethierresten in den Siwalikgebirgen in Indien einerseits und Pikermi und anderen europäischen Fundstellen andererseits eine ganz besondere Bedeutung für die Kenntniß der Entwickelung und der geographischen Verbreitung der jung-tertiären Säugethierfaunen überhaupt besitzt. Die außerordentliche Schönheit der von Strauß gemachten Funde veranlaßte Herrn Hofrath von Hauer, Intendanten des k. k. naturhistorischen Hofmuseums, die Entsendung eines Geologen nach Maragha in Aussicht zu nehmen. Durch eine großmüthige Spende des regierenden Fürsten Joh. Ad. zu Schwarzenberg, eine Subvention aus der Schlönbachstiftung, einen Beitrag von dem regierenden Fürsten Johann II. von und zu Liechtenstein, dann aber wieder durch die Opferwilligkeit des Herrn Dr. Polak, der den ganzen Rest der erforderlichen Reisekosten vorschußweise bestritt und der Expedition seine reichen persischen Beziehungen eröffnete, wurde es möglich, Herrn Dr. Alf. Rodler, gegenwärtig Assistent an der geologischen Lehrkanzel der Wiener Universität, zu der gedachten Aufgabe nach Persien zu entsenden. Er hat dieselbe mit bestem Erfolge gelöst. Rodler hat seine von besonders günstigem Erfolge begleiteten Ausgrabungen an der Localität Kopran vorgenommen.

Die Landschaft ist ein typisches Lößterrain. In dem Löß sind hie und da mächtige Bänke eines fluviatilen Schotterconglomerates eingeschaltet, über und unter dem die Knochen sich vorfinden.

Die Fossilien liegen in Nestern, gewöhnlich nur wenige Individuen an einer Stelle. Mehrere solche Knochennester zusammen scheinen einen Complex zu bilden, der sich durch eine gewisse Einheitlichkeit der Fauna auszeichnet.

Der Erhaltungszustand der Knochen ist sehr wechselnd. Liegt ein Knochennest allzu hart an der heutigen Oberfläche, so muß man wegen der Brüchigkeit der Knochen und wegen der durch die Insolation bedingten Härte der fest zusammengebackenen Kruste das Arbeiten häufig aufgeben.

Was die Zusammensetzung der Fauna anbelangt, so spielt Hipparion die Hauptrolle. Sehr häufig sind auch Pachydermen, wohlerhaltene Reste von Rhinoceronten und Aceratherium, ab und zu Mastodon. Das kleine Mastodon von Pikermi ist jedenfalls vorherrschend. Von Selenodonten scheint so ziemlich dieselbe Thiergesellschaft vertreten zu sein, wie in Pikermi. Kleine Antilopen überwiegen.

Vorläufig bezeichnet Rodler die Fauna von Maragha schlechtweg als pliocän. Seine umfangreiche Ausbeute gelangte im verflossenen Jahre in zwölf Kisten verpackt an das naturhistorische Hofmuseum und wird nun mit dem Material der Strauß'schen Colletion nach gründlicher Präparirung in dem paläontologischen Saal der geologischen Abtheilung zur Aufstellung gebracht. N. Wang.

Herausgeber und Redacteur Dr. Joh. B. Meyer. Verantwortlich Franz Grünanger.
K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.